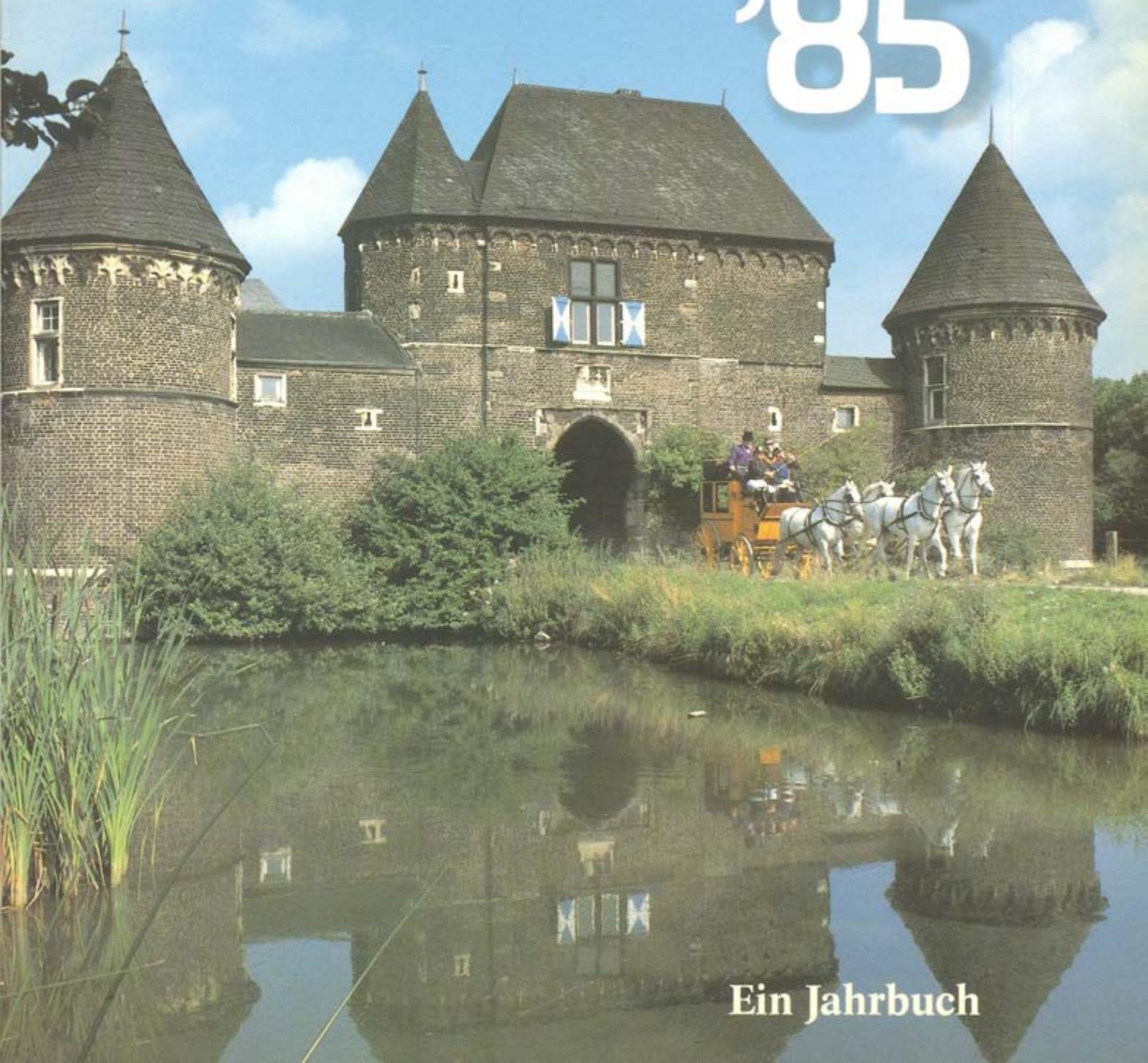


1985

- Hans-Peter Groels
Hoch auf dem gelben Wagen / Eine Reise aus dem vorigen Jahrhundert 6
- Dietrich Behrends
Mit der Eisenbahn hat alles begonnen / Die Geschichte unseres Hauptbahnhofs und seiner drei Vorgänger 25
- Helmut Wiehn
Von der Kesselschmiede zum Maschinen- und Anlagenbauer / Ein Porträt des Oberhausener Großunternehmens Deutsche Babcock AG 30
- Sabine Moseler
Unser kleiner Zoo / Ein Streifzug durch den Kaisergarten 40
- Irmhild Piam
Mit dem Stadtförster unterwegs / Aktueller Bericht über das Oberhausener Waldgebiet 43
- Karl Lange
675 Jahre Holten / Die wechselvolle Geschichte eines Oberhausener Stadtteils 46
- Michael Steinbach
10 Jahre Revierpark Vonderort / Das Freizeit-Dorado auf der Oberhausener-Bottroper Grenze feiert ersten runden Geburtstag 52
- Klaus Offergeld
100 Jahre AOK Oberhausen / Wie die Ortskrankenkasse ins Leben gerufen wurde 57
- Klaus Rosenkranz
Schulsport in Oberhausen / Bericht aus dem sportlichen Talentschuppen der Region 61
- Dietrich Behrends
Wer die weiße Fahne hisst, stirbt als Verräter / Wie Oberhausen vor vier Jahrzehnten das Ende des Dritten Reiches erlebte 64
- Frank Eisenhardt
Baudenkmal mit gesicherter Zukunft / Das ehemalige Ruhrwachthaus – ein Beispiel expressionistischer Architektur 70
- Volker Strommenger
Fabrik Altenberg / Bürger realisieren eine Stätte demokratischer Alltagskultur 74

Martina Schlingmann Exotisches blüht in Oberhausen / Die Orchideenzucht des Wilhelm Baumann	78
Horst Schmitz Brief aus Middlesbrough / Neues aus unserer Partnerstadt im englischen Cleveland-County	82
Roland Günter Rekonstruktion: Leben in Herrensitzen Vondern, Holten, Ober Haus / Mutmaßungen und Fakten über Oberhausens feudalistische Epoche	88
Ernst Craemer und Werner Funke Neue Kirchen in unserer Stadt / Sakrale Architektur unserer Zeit	92
Jörg Bartel Die Bibel im Einkaufswagen / Pater Josef Büttgenbach erzählt	95
Solveig Kiock Bahnhof Osterfeld Nord / Ein Jugendzentrum im Entstehen	98
Bernhard Mensch Ludwig-Institut für Kunst der DDR in der Städtischen Galerie eröffnet / Eine einzigartige Kunstsammlung findet ihren Standort	102
Johanna Romberg Jugend musiziert / Wo der musikalische Nachwuchs orchesterreif wird	110
Helmut Stoltenberg Nasse Besen kehren nicht schlecht / Besuch bei einem der letzten Besenbinder Deutschlands	113
Hans-Otto Schulte Entwicklungsperspektiven für Oberhausen / Über die sinnvolle Verwertung von Industriebrachen	116
Rolf Weihrauch Ein Gewerbegebiet am Puls des Verkehrs / Veränderungen im Stadtbild	119
Mehr als ein Kreditinstitut / Das „Sozialwerk“ der Stadtparkasse	123

OBERHAUSEN '85



Ein Jahrbuch

TITELBILD:

*So etwa könnte es vor hundert Jahren
ausgesehen haben, als die Postkutsche noch die
Gäste der Burg Vondern abholte.*

HERAUSGEBER:

*Plitt Verlag Oberhausen
in Zusammenarbeit mit der Stadt Oberhausen
und mit freundlicher Unterstützung
der Stadtparkasse
© Alle Rechte vorbehalten
Nachdruck auch auszugsweise nur mit
Genehmigung des Verlages*

KONZEPTION UND REDAKTION:

Friedhelm Fox, Ha-Jo Plitt, Rolf Weihrauch

GESTALTUNG:

Claus Schneider

FOTOS:

*Archiv Babcock AG, Archiv NRZ,
Archiv Revierpark Vonderort,
Archiv Stadt Oberhausen, Archiv WAZ
Fotogruppe Bahnhof Osterfeld
Ruth Gläser, Gido Grümmer, Joachim Hülsebeck,
Foto Muthmann, Robert Pettigrew,
Privatarchive, Christian Schmitz, Horst Schmitz,
Foto Teichmann, Foto Terriet, Wilf Ward,
Harald Wegner, Klaus Werner*

HERSTELLUNG:

*Reproduktionen, Satz und Druck
Graphischer Betrieb Karl Plitt, Oberhausen
Feldstraße 21, Telefon 65 15 09*

November 1984



**VERLAG
OBERHAUSEN**



Hoch auf dem gelben Wagen

von Hans-Peter Groels

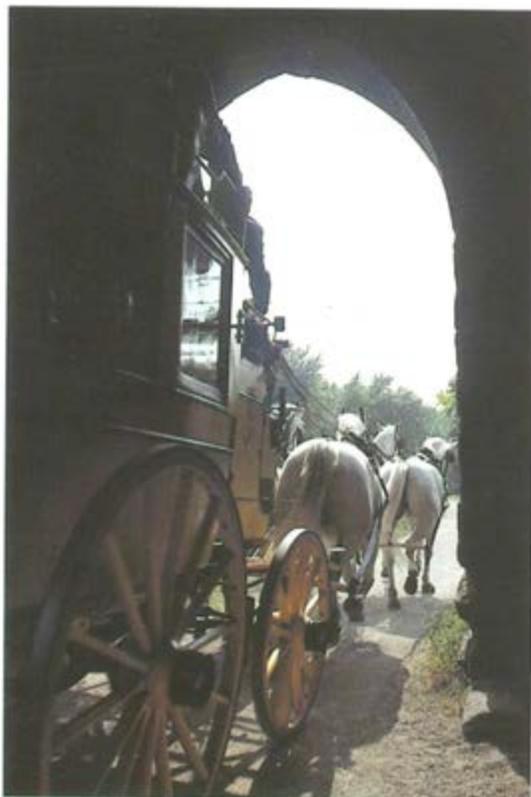
Auf alten Wegen Oberhausen neu erlebt

Fürwahr,
ein herrlicher Sommermorgen. Die Sonne wirft ihre
ersten zarten Strahlen über die mächtigen
Burgzinnen im Osten, streichelt das erhabene Herren-
haus mit ihrer milden Wärme. „Gehabt
Euch wohl und denkt an uns, liebster Freund, wenn
Ihr wieder daheim in der Ferne weilt“,
hatte die Gräfin mir noch vom weitgeöffneten Fenster
des blauen Salons aus zugerufen, derweil
ich es mir auf dem Kutschbock, gleich hinter dem
Postillion kommod mache. „Tausend Dank
für die Gastfreundschaft, die Ihr mir gewährt in diesen



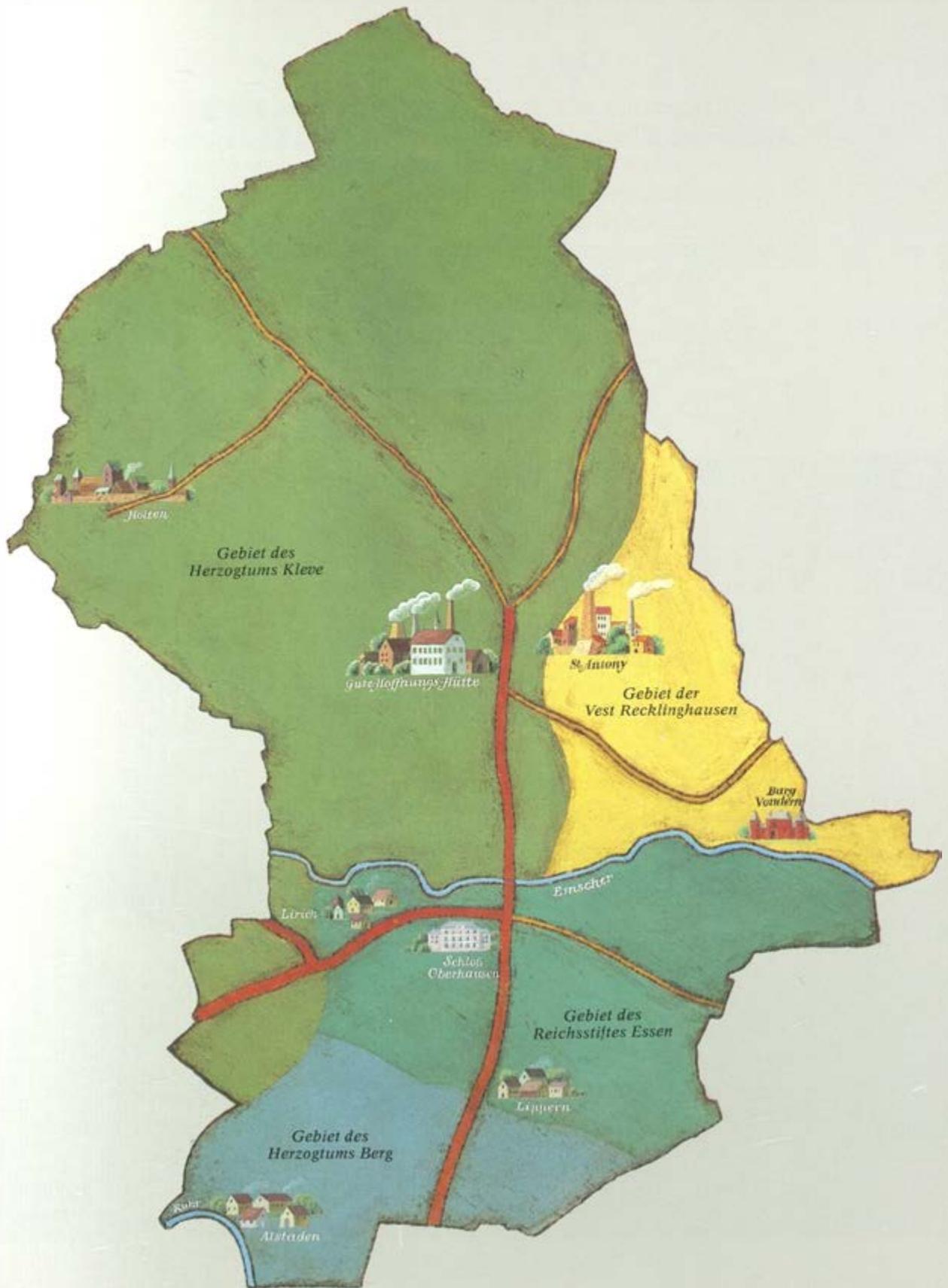
Tagen“, erwidere ich mit einer höflichen
Verbeugung, während meine Rechte mit dem Zylinder
eine ehrerbietende Linie beschreibt.
„Den größten Dank könntet Ihr beweisen, wenn Ihr
schon bald wieder an die Pforte unserer
Herberge klopft“, verabschiedet sich nun auch
Burgherr Graf Droste zu Fischering von
Nesselrode-Reichenstein, der mich zur gelben Kutsche
in den Burghof geleitet hatte, gar herzlich
von mir.

Es blieb ein frommer Wunsch,
ich sah den treuen Freund nie wieder. Denn als der
Postillion sein Signal zum Aufbruch für
meine Reise in die Ferne blies, der Kutscher die
Peitsche knallen ließ und die vier
edlen Schimmel mit lautem Getrappel durch den
mächtigen Torbogen der Vorburg trabten,
da sagte ich für immer „Adieu“ geliebte Burg Vondern.
Für immer? Nicht ganz.



Denn meine Reise durch Oberhausen, Osterfeld und
Sterkrade, die ich damals, in der zweiten
Hälfte des 19. Jahrhunderts unternahm, sollte sich,
mehr als 100 Jahre später, auf die wundersamste
Weise wiederholen.

Altbekanntes sollte ich – nach ach Gott so langer
Zeit – wiedererkennen, vieles vergebens
suchen, Neues, gebannt und voller Hochachtung,
bestaunen. Oder war das vielleicht alles
doch nur ein Traum?



Wie in jenen Julitagen
hatten wir, aus dem niederrheinischen Wesel
kommend, die Stadtgrenze im Gebiet des Sassenhofes
überschritten. Und wieder waren es
vier edle Schimmel, die unsere Postkutsche in der
strahlenden Julisonne brav durch die
Straßen zogen; wieder knallte der Kutscher mit der
Peitsche, blies der Postillion ins Horn.
Vorbei führte uns die Fahrt
am Stadtgraben, der dereinst den Holtenern als
Schutzwall diente, und an der evangelischen
Kirche, bis wir endlich unsere erste Station erreichen:
Das Kastell.



Groß und mächtig,
trutzig und stark wie seit mehr als 700 Jahren steht der
gewaltige Bau immer noch auf der kleinen
Anhöhe; zu seinen Füßen breitet sich – schöner als je
zuvor – der mit wunderbarer Blumenpracht
geschmückte Park aus. Ritter und Grafen, Herzöge
und Edelfrauen haben hier gelebt, und
schon seit dem 26. April 1309 durfte sich die kleine
Ansiedlung rund um die Festung per
Dekret des Landesherrn Engelbert von der Mark
„Stadt“ nennen.

Freilich: Als wir, die Reisenden
aus einem vergangenen Jahrhundert, nun an die Tür



des altherwürdigen Kastells klopfen,
da öffnete uns kein adeliges Edelräulein oder kampferprobter Rittersmann, sondern eine reizende Dame, die gemeinsam mit ihrem Gatten die Feste für die Bürgerschützen-Gilde Holten verwaltet. Sei's drum: Ihr Erstaunen war nicht minder groß als das meinige, doch die Begrüßung freundlich und der Kaffee einfach köstlich.

Über die Bahnstraße und die Weseler Straße, vorbei am alten Frankenfriedhof, trappeln unsere Schimmel nach kurzer Rast weiter in Richtung des Zentrums von Sterkrade. Hier, im Holtener Bruch und der Weierheide, wo sich bei meiner ersten Reise die Füchse gute Nacht sagten, staune ich jetzt über die mächtigen Industrieanlagen der Ruhrchemie und die gewaltigen Kohle-Halden der Zeche Osterfeld.

Noch bevor wir das Sterkrader Zentrum erreichen, erinnert mich ein kleines Denkmal an die Vergangenheit: das Hagelkreuz. Mitte des vergangenen Jahrhunderts errichtet, steht es noch heute dort, unversehrt und schön – nur daß jetzt rechts und links an ihm vorbei die Postkutschen der Neuzeit, Autos mit dröhnenden Motoren, vorbeihuschen.



Damals erzählte mir der Kutscher, daß so um die 6 500 Seelen hier leben würden – heute sind's über 50 000.

Damals: ein paar Krämerläden – Heute: eine ganze Straße voll von Geschäften und Kaufhäusern. „Das ist jetzt so üblich mit den Einkaufspassagen und den Fußgängerzonen“, erklärt man mir. Nun ja, Fußgängerzonen gab's ja damals jede Menge; aber ich glaube, daß es in ganz Preußen nicht so viele Geschäfte gab wie jetzt hier.



Auf der Bahnhofstraße in Richtung Teutoburger Straße stutze ich, als ich die Aufschrift auf einem riesigen Gebäude mit zahllosen Fenstern sehe: GHH, Gutehoffnungshütte, lese ich bedächtig. Sind das etwa die Nachfahren der kleinen Eisengießerei, die sich dereinst – anno 1758 – in der Hütte mit dem hoffnungsvollen Namen am Elpenbach an der Verhüttung von Eisenerz



versuchten?

Freilich: schon bei meinem ersten Besuch waren die Herren Jacobi, Haniel und Huyssen längst den Kinderschuhen entwachsen, als sie noch Haushaltswaren aus Eisenguß herstellten; doch daß die Firma mit den drei Buchstaben nun zu einer der größten in der ganzen Welt zählt, dies erstaunt mich schon.

Die alte Hütte,
in der einst ein Mann namens Pfandhöfer das erste Erz
zum Schmelzen brachte, gibt's längst nicht
mehr – doch dafür wird mir ganz warm um's Herz,
als ich ein paar Kilometer weiter die alte
St.-Antony-Hütte sehe. Fein rausgeputzt steht das
schmucke Fachwerkhaus – das früher das
Kontor beherbergte – da am Elpenbach, eingerahmt
von einem Park, schöner als anno dazumal.



Es ist schon ein höchst
eigentümliches Gefühl, als wir den Bahnhof Osterfeld
passieren. Die Geschichte hat nicht nur
mich, sondern auch dieses Bauwerk eingeholt. Freilich,
auch zu meiner Zeit hätte ich die
beschwerliche Reise nicht unbedingt mit der
Postkutsche machen müssen – denn bereits anno 1852
war ja schon die Eisenbahnlinie von
Oberhausen nach Wesel eröffnet worden – aber ich
traute dem modernen Firlefanzen eben nicht

so recht über den Weg. Mir waren die trabenden
Rösser aus Fleisch und Blut lieber
als die qualmschnaubenden Dampfrosser aus
Stahl und Eisen.

Schon längst dampft auf dem Bahnhof in Osterfeld
nichts mehr. Die Züge gehen andere Wege,
und statt der Reisenden bevölkern heute junge Leute
das Gebäude. Jugendzentrum nenne man das
jetzt, lasse ich mir erklären.

Während unsere Kutsche
weiter durch die Straßen in Richtung Osterfeld-Dorf
und damit auf die Burg Vondern zuschaukelt,
in der ich damals so herzlich Aufnahme fand, tauchen
plötzlich wieder Erinnerungen an mein
Gespräch mit dem Kutscher auf, der mir, dem
Fremdling, mit stolzgeschwellter Brust von Sterkrade,
Osterfeld und Oberhausen erzählte.

König Friedrich Wilhelm III. von Preußen,
den habe er mit eigenen Augen gesehen,
als Seine Majestät im Juni 1799 in Sterkrade Station
machte, um die Pferde zu wechseln. Und
dann die Franzosen: Unaufhörlich seien Regimenter
auf ihrem Rückzug durch die Straßen
gezogen, nachdem sie in der Schlacht von Leipzig
geschlagen worden waren. 1812/14 war das,
im Kosakenwinter.

Und seit die Franzosen
samt ihrem Napoleon über den Rhein verschwunden
waren, die Eisenerz-Öfen die Schlote immer
kräftiger rauchen ließen, da sei's aufwärts gegangen an
der Emscher: Ein Krankenhaus sei jetzt
im Bau (St. Josef), es gebe Pläne für Wasserleitungen
und sogar eine öffentliche Badeanstalt
am Mühlenbach. Und bald würd's auch eine Feuer-
wehr geben und eine Volksschule, eine
katholische gäb's schon längst in Oberhausen. Und
das Enormste: Ein Mann namens Grillo will
eine Gaserzeugungsanlage bauen, und dann sollen
bald in der ganzen Gemeinde Laternen
nächtens die dunklen Gassen erleuchten.



Das Signal unseres Postillions
weckt mich aus meinen Erinnerungen. Vor uns, in der
Nachmittagssonne, recken sich die mächtigen
Mauern der Burg Vondern. Nicht
majestätisch erhaben, eher kraftstrotzend wie eine
Trutzburg. Das Bild hat sich nicht verändert
im Laufe der vielen Jahrzehnte, seit meinem letzten
Besuch – zumindest auf den ersten Blick.
Doch schon, als wir den Torbogen
der Vorburg passieren, durch den ich dereinst meine
Gastgeber verließ, und auf dem kleinen
Burghof zuhalten, da wird mir traurig um's Herz. Das



Herrenhaus ist lange schon verwaist,
der Zahn der Zeit hat unerbittlich an der kühlen
Schönheit genagt, sie ihrer Reize beraubt.
Verfall, wo einst Leben war.
Ein Reisebegleiter erlöst mich von meiner Traurigkeit.
Sicher, gesteht er ein, sei hier lange, viel
zu lange nichts geschehen. Doch damit sei nun Schluß.
Die Burg werde restauriert. Mit der ersten
Arbeit habe man schon begonnen, und ein Förder-
verein werde sie fortführen, und schon
bald soll die Burg wieder in altem Glanz erstrahlen,
soll wieder Leben in das Gemäuer einziehen.
Beruhigt und dennoch nicht ohne Wehmut, setze ich
meine Reise fort.

Und schon bald
schwinden die traurigen Gedanken aus meiner Brust.
Über die Bottroper und die Sterkrader Straße,
den Rhein-Herne-Kanal kreuzend, gelangen wir zum
Schloß. Welch' Überraschung. Zwar lebt
auch hier keine Gräfin mehr und kein Herzog, doch



das Schloß inmitten des Kaisergartens
strahlt schöner denn je in seinem rosaroten Anstrich.
Graf und Gräfin sind weg, dafür gastiert
jetzt hier die Kunst. Museum und Kunstausstellung –
solche Nachmieter lasse ich mir gefallen.

Hier saftig grüne Wiesen
entlang munter plätschernden Bächlein, auf denen
gesundes Vieh friedlich weidet, dort,
jenseits des Weges, ruheloses Pochen, Hämmern,
Stampfen und Rattern „moderner“
Industrieanlagen – so gegensätzlich war das Bild, das
in meinem Gedächtnis haften geblieben war,
als ich seinerzeit meine Reise vom Schloß in Richtung
des neuen Zentrums der Gemeinde
Oberhausen, dem Bahnhof, fortsetzte.



Nahe dem Schloß,
am Ufer der Emscher, hatte sich zu jener Zeit längst
die Zukunft angesagt: Die Eisenhütte
Neu-Essen, bald darauf selbst schon Geschichte, und
die Alte Walz waren die Keimzellen für
ein Hammerwerk, dem schon bald ein Puddel-,
Stabeisen- und Schienenwalzwerk folgten.
Auch hier hatten die Herren Jacoby, Haniel und
Huysen die unternehmerischen Fäden
gezogen. Mit Siebenmeilenstiefeln schritt die
Entwicklung fort, veränderte binnen weniger Jahre
das Gesicht dieses damals noch so
verträumten Fleckchens.

Verwirrt durch alles was da an Neuem
auf mich einstürzt – Häuser, Straßen, Fabrikhallen
von Thyssen – suche ich nach der Lipperheide,
die wir damals durchquerten. Wie eine öde Insel lag
sie da, abgesondert von den kleinen
Bauerngütern Lippern und Lirich im Norden,
Styrum und Alstaden im Süden.

„Sandiger unfruchtbarer Boden,
durchsät mit Sümpfen, umsäumt von Kiefernwäldchen
und weißstämmigen Birken, daherinnen
nichts gedeihte als Binsen und Sumpfgräser, Heide-
kraut und allenfalls ein paar wenigen
Wacholdersträuchern, bevölkert nur von wilden
Kaninchen und Hasen und Füchsen.“

So wie der Lehrer Feld, ein Zeitgenosse, damals
diese Landschaft, beschrieb, das war die Lipperheide,
so wie ich sie kannte.

In ihrer Abgeschiedenheit
und der unheimlichen Stille, in der sich in lauen
Sommernächten weiße Nebel über dem
feuchten Moorgrund erhoben, sich zusammenballten,
allerlei gespensterhafte Gestalten bildeten,
die, wieder zerflossen, die Heide wie mit einem zarten
Silberschleier überwebten. Die übel-
verrufene Lipperheide! Nur wer sich diese Bilder vor
Augen führt, vermag zu ermessen, wie gewaltig
mein Erstaunen jetzt ist.

Die vier kleinen
Bauernschaften sind zusammengewachsen, haben,
beflügelt durch die Industrie, eine ganze
Stadt aus dem Sumpfboden der Lipperheide gestampft,
rund um den schon existierenden Bahnhof.

Der Bahnhof –
schon damals hat mich dieser Bau amüsiert und
verwundert. Weit und breit gab's kaum
Anzeichen auf eine bald blühende menschliche
Siedlung, da baute man – anno 1846 war's –
eine Eisenbahnstation just in diese Öde.

Doch dann ging
es rapide bergauf: Der Schlot der Zeche Concordia
rauchte als erster, weitere Schächte
wurden rund um den Bahnhof abgetäuft, die Zink-
hütte Vielle mantagne, der Gesellschaft
vom Alten Berg, die chemische Fabrik Rhenania, die
Grillo'sche Zinkwalze siedelten sich an,
und immer mehr Häuser wuchsen Pilzen gleich,
aus dem Boden.

Und fünf Jahre
bevor die Gemeinde Oberhausen 1862 aus der Taufe
gehoben und ihr erster Bürgermeister
Friedrich August Schwarz die Amtsgeschäfte über-
nahm, da bezog auch die Post, genau vis-a-vis
der Eisenbahnstation, ihr erstes Quartier auf dem
Gebiet der werdenden Gemeinde Oberhausen.



Bahnhof und Post
stehen immer noch an der (fast) gleichen Stelle, aber
die rauchenden Schlote und die Fabriken
sind verschwunden. Dafür bewundere ich jetzt die

schöne Fassade des Amtsgerichts, darf
– ausnahmsweise – per Kutsche eine Runde über den
Friedensplatz drehen, der sonst für den
Verkehr gesperrt ist. Ein kleines Juwel im Herzen der
Stadt, wo Menschen entspannt die Sonne
genießen, kleine Kinder rings um den Springbrunnen
munter im Wasser plantschen.
Weiter geht die Fahrt. Vorbei am Bero-Center,
das sich auf dem Gelände der ehemaligen
Concordia-Zeche breitgemacht hat, und an die heute



nur noch ein Förderturm erinnert, auf
die Bebelstraße zu. Bei dem Namen stutze ich,
war doch dieser gewisse August Bebel schon
zu meiner Zeit bekannt: Als einer der führenden
Sozialisten lehrten er und seine Gesinnungs-
genossen damals Kaisertreuen und Bourgeoisie das
Fürchten.

Es ist schon spät,
als wir durch die Straßen Alstadens hinaus in den
Ruhrpark fahren. Ein stilles Dörfchen
war dieses Alstaden, bevor im 19. Jahrhundert Ruhr-
schiffahrt und Industrie die Bauernschaft
aus ihrem Dornröschenschlaf weckten. Jetzt blühte
das Dorf an den fruchtbaren Ufern
der Ruhr auf.
Nachen, vollbeladen mit Kohle und anderen Gütern,
fuhren über die Ruhr, und so mancher



Bauernsohn heuerte als Steuermann, Nachenknecht
oder Pferdetreiber bei der Schiffahrt an.
Unternehmenslustige und kapitalkräftige Alstadener
ließen gar eigene Frachtnachen gewinnbringend
nach Holland oder an den Oberrhein
schippern.
So zog just zu der Zeit meiner ersten Reise neues,
geschäftiges Leben ein in Alstaden.
Je mehr die Industrie und die Zechen wuchsen, je
mehr Menschen zog es in das Dorf.

Vom Ruhrdamm aus werfe ich einen Blick auf die einstige Lebensader des Reviers. Früher hallten hier Tag und Nacht das Lachen, Singen und Fluchen der Schiffsbesatzungen über die Ruhrweiden, heute sehe ich Spaziergänger über die Wiesen bummeln, Angler an den Ufern auf ihr Fangglück hoffen.



Über Alstaden und die zweite „Keimzelle“ der Gemeinde Oberhausen, Styrum, das mir als liebenswerter und reizender Ortsteil in Erinnerung bleiben wird, führt mich mein Weg erneut in das Zentrum der Stadt: über den Altmarkt zum Rathaus. Hier an dem roten Backsteinbau auf dem Hügel mit dem furchterregenden Namen „Galgenberg“, endet die Fahrt des Reisenden aus der Vergangenheit.

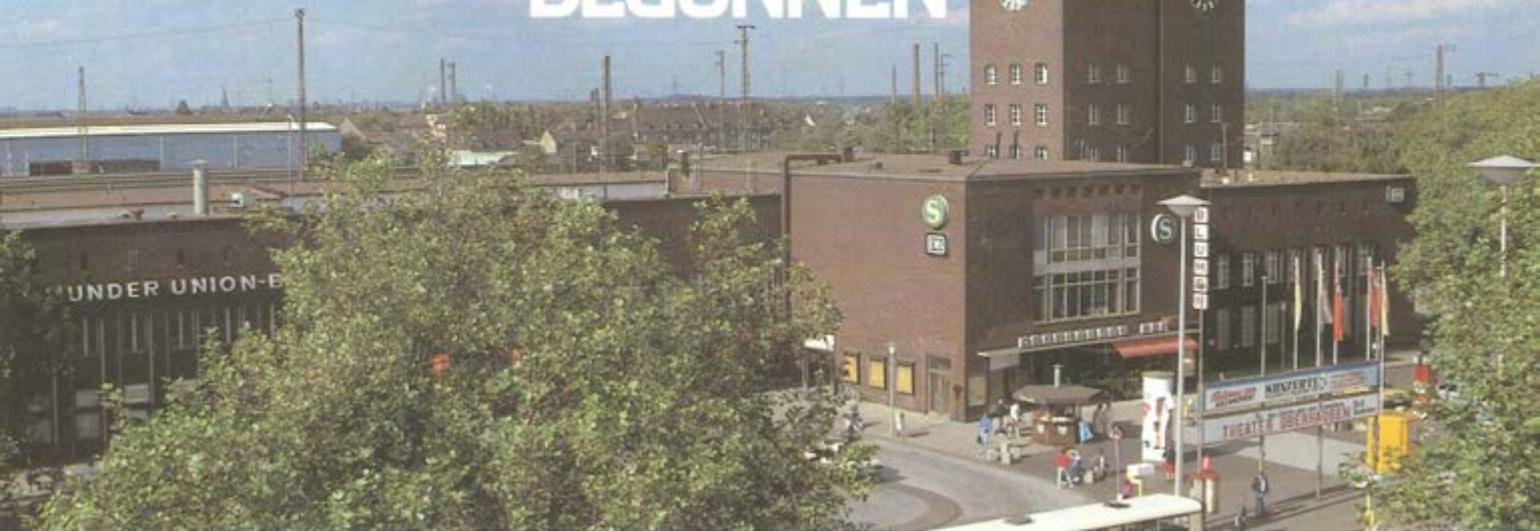


Altbekanntes habe
ich wiedererkannt, vieles vergebens gesucht, Neues
gebannt und voller Hochachtung bestaunt.
Adieu, du Wiege der Ruhrindustrie. Gehab Dich wohl.
Vielleicht sehen wir uns wieder –
in hundert Jahren. Wer weiß.



MIT DER EISENBAHN HAT ALLES BEGONNEN

von Dietrich Behrends



„Achtung an Gleis 13“, so tönt es aus dem Bahnsteiglautsprecher, „D 205 Riviera-Express nach Ventimiglia über Düsseldorf, Köln, Bonn, Mainz, Mannheim, Basel, Chiasso, Mailand, Genua mit Kurswagen nach Rom, planmäßige Abfahrt 17.43 Uhr, läuft in wenigen Minuten ein, bitte von der Bahnsteigkante zurücktreten. Ich gebe die Wagenfolge von der Spitze des Zuges bekannt ...“ Man spürt schon etwas vom Duft der weiten Welt auf unserem Hauptbahnhof, der in seiner heutigen Gestalt – mit seiner weitläufigen, vom wuchtigen Turm am Nordostende des langgestreckten Empfangs- und Dienstgebäudes überragten Bahnsteiganlage – ein halbes Jahrhundert besteht.

Vor allem im internationalen Nord-Süd- bzw. -Südostverkehr spielt Oberhausen Hbf eine wichtige Rolle, wie ein Blick auf den Fahrplan zeigt. Auf ihm sind als ausländische Zielbahnhöfe Amsterdam

und Den Helder ebenso zu finden wie Rom (Holland-Italien-Express), Mailand (Loreley-Express), Athen (Hellas-Express), Wien (Holland-Wien-Express) und Innsbruck (IC Erasmus). In Richtung Osten und damit im Verkehr mit der DDR be-



Bescheidener Anfang: der 1847 in die menschenleere Lipperheide gesetzte erste Oberhausener Bahnhof.

stehen durchgehende Verbindungen nach Görlitz, Zwickau und Karl-Marx-Stadt. Werktags halten 450 Reisezüge an den sieben Bahn-

steigen des Hauptbahnhofs, der 1974 an das S-Bahnnetz Rhein-Ruhr angeschlossen wurde. An Werktagen sind es durchschnittlich rund 20 000 Menschen, die durch die Unterführung zu den Bahnsteigen eilen.

Berechtigter Stolz klingt in der Stimme von Bahnhofsvorsteher Erwin Landscheidt mit, wenn er einem Laien zu erklären versucht, wie das mit einem Kostenaufwand von 38 Millionen DM errichtete, im Oktober 1983 in Betrieb genommene Druckstellenwerk „Ohf“ funktioniert. Der Neubau an der Friedrich-List-Straße verfügt über eine der größten und modernsten Zugnummern-Meldeanlagen der Deutschen Bundesbahn. Die von Mikrocomputern gesteuerte Anlage erfaßt pro Tag mehr als 1550 Züge – Reise-, Güter- und Expresszüge – im Fahrdienstleiterbereich Oberhausen Hbf. Dieses Wunderwerk der Technik hat mehrere Stellwerke äl-



terer Bauart ersetzt, von der neuen Anlage aus werden der Bahnhof Buschhausen (nur noch Güterverkehr) und der Reisezugverkehr im Bahnhof Essen-Frintrop ferngesteuert. Noch einige interessante Zahlen: Im Bahnhofs- bzw. Stellwerksbereich liegen 42,5 km Hauptgleise mit Streckenverbindungen und 11 km Abstellgleise. Per Knopfdruck werden 214 Weichen „ferngestellt“, 60 Vor- und 63 Hauptsignale betätigt.

Der erste Eisenbahner

Begonnen hatte alles 1847 mit dem in die menschenleere, inmitten von Kiefern- und Birkenbeständen gesetzten Minibahnhof der Cöln-Mindener Eisenbahn (CME), der, weil es noch kein Gemeinwesen mit dem Namen Oberhausen gab, nach dem gräflichen Schloß im Emschergrund benannt wurde. Erst auf dem Umweg über den Bahnhof übertrug sich der Name des Schlosses auf die Gemeinde und spätere Stadt. „Ein

einfaches Stationsgebäude aus Fachwerk mit zwei Räumen und ein provisorischer Maschinenschuppen für drei Lokomotiven, das war



Das erste Oberhausener Stationsgebäude ist 113 Jahre alt geworden, allerdings nicht an seinem ursprünglichen Standort. Nach dem Bau des zweiten, wesentlich größeren Bahnhofsgebäudes im Jahr 1859 wurde das bescheidene Stationsgebäude demontiert und an der späteren Roonstraße (Hausnummer 69) wiederaufgebaut. Hier fristete der erste Oberhausener Bahnhof als schlichtes Wohnhaus ein bescheidenes Dasein, bis er im Sommer 1960 einem größeren Wohnblock weichen mußte. Unser Bild zeigt den Beginn der Abbrucharbeiten an der Roonstraße.

*So sieht es heute in einem Stellwerk aus: die Schaltwarte im supermodernen Druckta-
stenstellwerk „Ohf“ an der Friedrich-List-
Straße.*

sein Anfang“, schrieb der frühere Stadtarchivar Wilhelm Wolf, dem das Verdienst zukommt, hundert Jahre Oberhausener Eisenbahngeschichte lückenlos beschrieben zu haben. Inspektor Götzen, der erste Eisenbahner Oberhausens, war jahrelang Fahrkartenausgeber, Güterexpedit, Fahrdienstleiter und Bahnhofswirt in einer Person.

Oberhausens Urstammtisch

Mit diesem Heidebahnhof begann die eigentliche Oberhausener Stadtgeschichte, von ihm gingen wesentliche Impulse für die Stadtwerdung aus. Nicht nur, daß er „in knapp einem Jahrzehnt von einem Kranz industrieller Anlagen umgeben war“ (Wolf), die Bahnhofswirtschaft kann als Wiege der Oberhausener Gastronomie bezeichnet werden. Heimatforscher Wolf schreibt: „Die

Wirtsstube des Stationsgebäudes war jahrelang der Treffpunkt der Honoratioren der Umgegend. So entstand auch hier der Urstammstisch Oberhausens, an dem 1852 die Gesellschaft Heideblümchen gegründet wurde.“

Noch vor der Gründung der Gemeinde Oberhausen im Jahr 1862 entwickelte sich die Bahnstation aufgrund ihrer verkehrsgünstigen Lage zu einem Knotenpunkt. 1848 wurde die Zweigbahn nach Ruhrort in Betrieb genommen, mit der Fertigstellung der durchgehenden Eisenbahnverbindung nach Arnheim am 20. Oktober 1856 wurde der Bahnhof ohne dazugehörige Ortschaft zum „Tor nach Holland“. Bezeichnend für den sich damals vollziehenden Übergang vom Kutschen- zum Eisenbahnzeitalter ist der Hinweis auf dem Fahrplan der Köln-Mindener Eisenbahn von 1855, daß die Kurierzüge von Deutz nach Minden (dort bestand Anschluß nach Berlin, Leipzig, Bre-

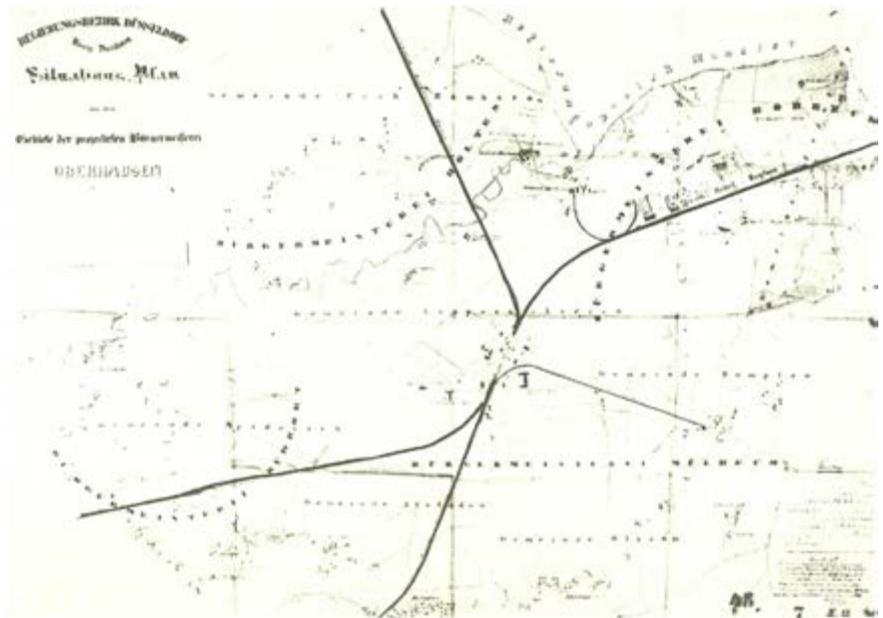
men und Harburg) keine Kutschen und Pferde befördern.

Weil Essen noch keinen Bahnhof hatte, mußte auch der „Kanonenkönig“ Alfred Krupp, wenn er nach Berlin reisen wollte, den Zug in der Station Oberhausen besteigen. Den Weg zum Bahnhof legte er im Sattel zurück. Sein Reitpferd stellte er, wie überliefert ist, in den Stallungen des von dem Neumühler Posthalter

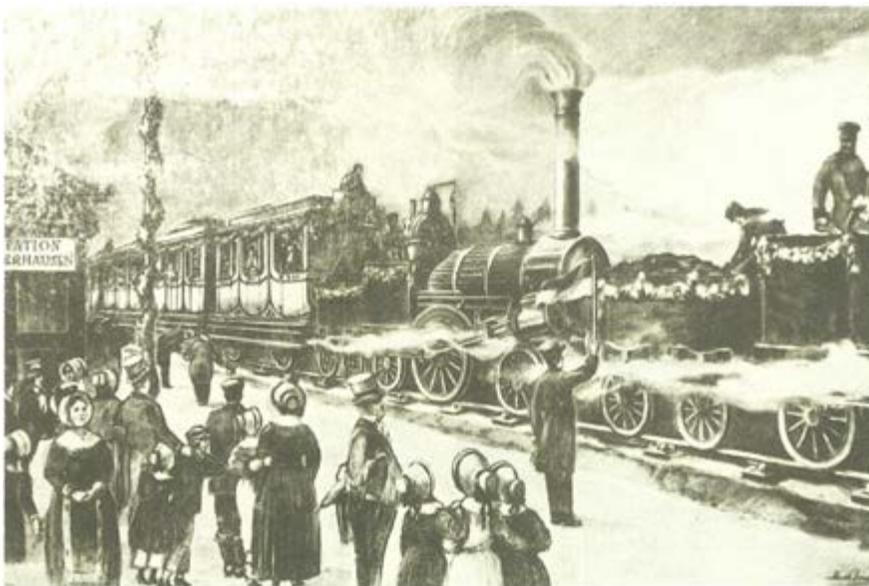
Daniel Morian gegenüber dem Bahnhof errichteten und von dem Wirt Benninghofen bewirtschafteten Gasthof ab.

Größter Bahnhof weit und breit

Der „Urbahnhof“ Oberhausen wurde 1859 von einem wesentlich größeren Bahnhofsgebäude abgelöst. Es war der größte Bahnhof weit und breit. Einige aus der heutigen Sicht schwer verständliche Unge-



Mit der feierlichen Eröffnung der Bahnlinie nach Arnheim am 20. Oktober 1856 wurde die „Station Oberhausen“ zum „Tor nach Holland“. Damals bestand bereits die Zweigbahn nach Ruhrort.



Bahnknotenpunkt in der öden Heidelandschaft: „Situations-Plan“ des Regierungsbezirkes Düsseldorf, Kreis Duisburg, „von dem Gebiete der projektierten Bürgermeisterei Oberhausen“, die 1862 aus der Taufe gehoben wurde. Um den Bahnhof hatten sich bereits einige Industriebetriebe angesiedelt.

reimtheiten in der weiteren Verkehrsentwicklung erklären sich aus der Tatsache, daß in dieser frühkapitalistischen Phase private Gesellschaften die Bahn betrieben und sich beim Streckenausbau einen harten Konkurrenzkampf lieferten. So baute die Bergisch-Märkische Bahngesellschaft (BME) 1862 – im Jahr der Gemeindegründung – gleich neben dem Köln-Mindener Bahnhof den Bergisch-Märkischen Bahnhof: Ausgangspunkt der paral-

lel zur Köln-Mindener Strecke verlaufenden Bergisch-Märkischen Strecke über Mülheim, Essen und Bochum nach Witten. Die BME wählte Oberhausen zum Ausgangspunkt, weil hier der Anschluß an die Holland-Strecke bestand. Die Gesellschaft baute aber auch den Abzweig von Mülheim nach Duisburg und legte damit den Grundstein zur heutigen Bergisch-Märkischen Strecke von Duisburg über Essen nach Dortmund, die im Laufe der Zeit immer mehr Verkehr an sich gezogen und die überragende Stellung Oberhausens als Bahnknotenpunkt im westlichen Ruhrgebiet unterhöht hat.

Durch die Styrumer Allee

Und noch eine dritte private Bahngesellschaft wurde auf Oberhausener Gebiet aktiv: Die Rheinische Eisenbahngesellschaft nahm 1879 die Strecke von Duisburg nach Quakenbrück über Oberhausen-West (damals auch Personenbahnhof), Osterfeld-Nord, Dorsten und Rheine in Betrieb. In dieses Streckendurcheinander kam Ordnung, als Anfang der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts die Bahngesellschaften verstaatlicht wurden. Als Folge dieser Maßnahme wurden die drei Oberhausener Personenbahnhöfe 1888 zu einem Zentralbahnhof zusammengefaßt und damit die Voraussetzungen für den späteren Bau unseres heutigen Hauptbahnhofs geschaffen. Das Gebäude des Bergisch-Märkischen Bahnhofs beherbergte ab 1888 die Bahnhofskasse. Die Strecke von Styrum – sie verlief ursprünglich durch die heutige Styrumer Allee und entlang der heutigen Friedrich-Karl-Straße – wurde nach Westen an den Bahnkörper der Köln-Mindener Strecke verlegt. Die junge Stadt (seit 1874) gewann dadurch wertvolles Gelände für die bauliche Entwicklung im Bereich der unteren Marktstraße. Oberhausen-West wurde reiner Güterbahnhof.

Imposanter Anblick

Wie dringend damals die Errichtung einer dem gestiegenen Verkehr angepaßten Bahnhofsanlage war, geht aus einem zeitgenössischen Bericht über den Stand der Arbeiten



An ihn können sich noch die älteren Oberhausener erinnern: der dritte Oberhausener Bahnhof, der sich stolz Zentralbahnhof nannte. Er entstand im Dreikaiserjahr 1888.

zweieinhalb Monate vor der Inbetriebnahme des Zentralbahnhofs am 15. April 1888 hervor: „Man kann sich eine Vorstellung machen, mit welchen Schwierigkeiten der Bahnhofsumbau verbunden ist, wenn man den Riesenverkehr der hiesigen Bahnstation in Betracht zieht. Von und nach acht verschiedenen Richtungen kommen und gehen täglich über 200 Züge.“ Der Chronist schwärmt von der einen imposanten Anblick gewährenden neuen Perronhalle, deren „mächtige Bögen“ auf 80 Säulen ruhten.

Der Bahnverkehr über Oberhausen stieg bis zur Jahrhundertwende noch an, zumal weitere Strecken hinzukamen. Schon damals setzte sich bei den Verantwortlichen der Deutschen Reichsbahn die Er-

kenntnis durch, daß in Oberhausen der vierte Bahnhofsneubau fällig war: Diesmal mit einer wesentlich erweiterten Bahnsteiganlage, über die der Zentralbahnhof noch nicht verfügte.

Wasser im Turm für die Dampfrösser

Die Planungsgeschichte des heutigen Hauptbahnhofs – diese Bezeichnung erhielt der Bahnhof Oberhausen nach der Eingemeindung von Sterkrade und Osterfeld im Jahr 1929 –, ähnelt der des neuen Rathauses auf dem Galgenberg. Die Verwirklichung des ersten Entwurfes wurde bei beiden Projekten durch den Ausbruch des ersten Weltkrieges vereitelt. Nach Beendigung der Ruhrbesetzung und der Inflation griff die Reichsbahn das Oberhausener Bahnhofsprojekt erneut auf. Es wurde aber 1927, bis sich Reichsbahn und Stadt über alle mit dem Bahnhofsneubau im Zusammenhang stehenden Fragen einig wurden und einen entsprechenden Vertrag abschlossen. Die Stadt beteiligte sich mit 800 000 Reichsmark an dem Projekt. Die Bahnhofsplaner der Reichsbahn feilten noch zwei Jahre an dem Entwurf.



Blick aus dem Bahnhofsturm auf den nord-östlichen Gleiskopf des Hauptbahnhofs mit dem Drucktastenstellwerk Ohf.

1929 erfolgte dann endlich der erste Spatenstich zum Bau des neuen Empfangsgebäudes, das vor die alten Bahnhofsgebäude gesetzt und am 26. Januar 1934 feierlich eröffnet wurde.

Der 32 m hohe Turm war nicht nur als Dekoration gedacht, er diente vielmehr als Wasserturm, dessen zwei je 350 cbm fassende Behälter die Dampfzähler mit Kesselwasser versorgten.

Erst als anschließend die Altbauten der Spitzhacke zum Opfer fielen, war der Weg frei für die schwierigen und zeitraubenden Gleis- und Stellwerksverlegungen sowie für die Errichtung der neuen Bahnsteiganlage. Der letzte Bahnsteig des Hauptbahnhofs wurde erst 1938 in Betrieb genommen.

Der Bahnhofsbau vor einem hal-



ben Jahrhundert ist nicht nur aus verkehrstechnischer Sicht zu würdigen. Mit dem damals ebenfalls gebauten Hotel Ruhrland als Abschluß des weitläufig angelegten Bahnhofsvorplatzes nach Osten hin, mit dem Rathaus und den Behördenbauten am Friedensplatz bildet das stattliche Empfangsgebäude eine städtebauliche Einheit, in die sich Nachkriegsbauten wie das Finanzamt, die Hans-Böckler-Schule, das Gesundheitsamt und die Stadthalle mehr oder weniger gut einfügten. Fremde, die mit der Eisenbahn in der Kohlenpottstadt ankommen, sind jedenfalls angenehm überrascht von dem freundlichen Bild, mit dem unsere Stadt sie empfängt. Der Hauptbahnhof ist Oberhausens repräsentative Visitenkarte. Wir Oberhausener können stolz sein auf unseren Bahnhof, der zudem sicherlich die interessanteste Geschichte aller deutschen Bahnhöfe zu bieten hat.

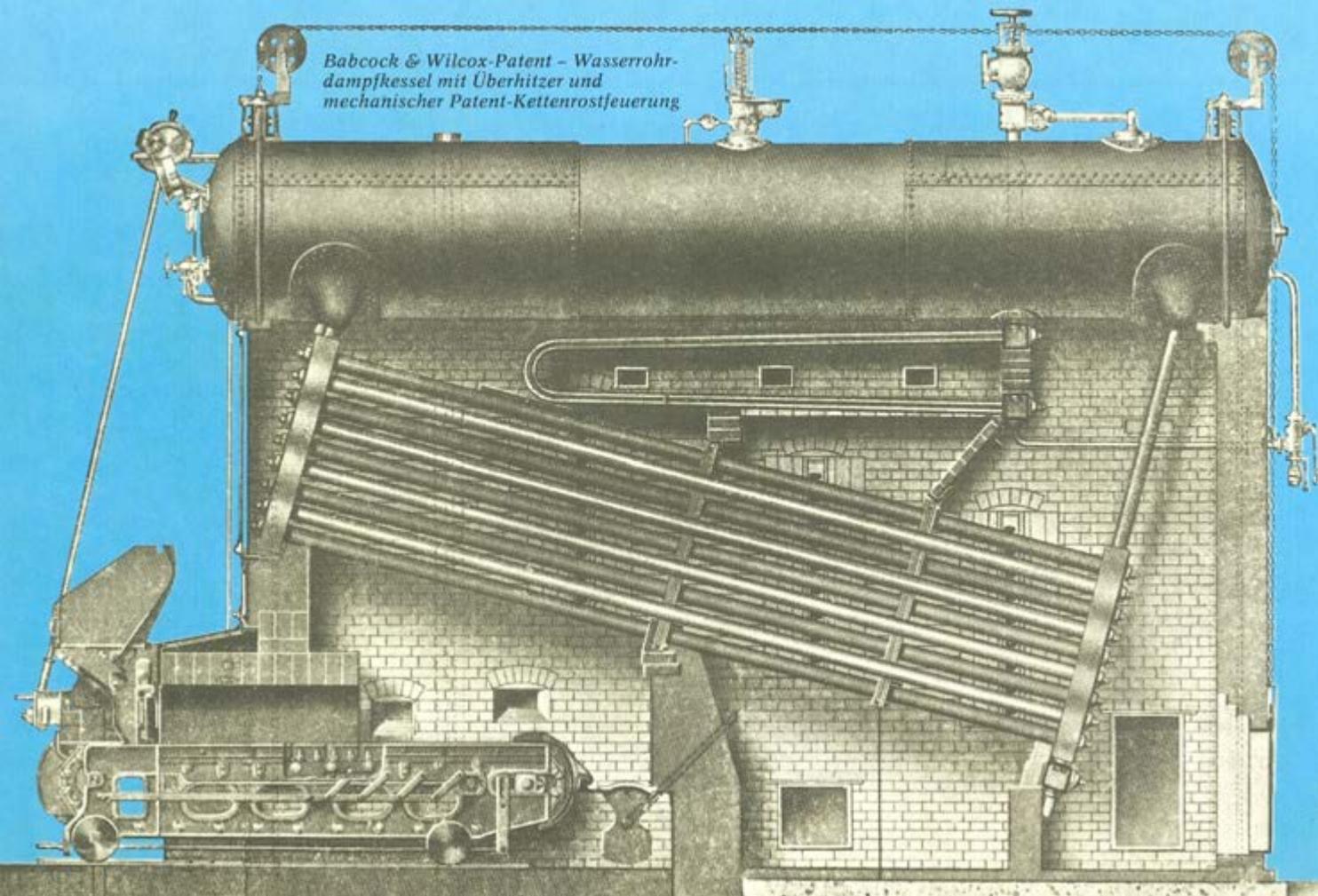
VON DER KESSELSCHMIEDE ZUM MASCHINEN- UND ANLAGENBAUER

*von Dipl.-Ing. Helmut Wiehn,
Vorsitzender des Vorstandes der
Deutsche Babcock AG*

Berlin 1898: Hier trafen sich Vertreter der englischen Babcock & Wilcox Ltd. mit Robert Jurenka und Alois Seidl, zwei aus Böhmen übergesiedelten Ingenieuren. Beide hatten in Berlin ein Ingenieurbüro gegründet, das gleichzeitig Verkaufsbüro der englischen Babcock-Gesellschaft war. Die Engländer, stark interessiert am mittel- und osteuropäischen Markt, und die deutschen Gesprächspartner waren sich bald einig. Sie gründeten die „Deutsche Babcock & Wilcox Dampfkessel-Werke AG“.

Das aufstrebende Industrieviertel an der Ruhr mit seinen Zechen, Hütten und Weiterverarbeitungsbetrieben wurde als Standort bestimmt. Die idealen Bedingungen fand man in der Schäferschen Kesselfabrik an der Duisburger Straße

*Babcock & Wilcox-Patent - Wasserrohr-
dampfkessel mit Überhitzer und
mechanischer Patent-Kettenrostfeuerung*



in Oberhausen. Sie wurde gekauft, und so begann kurz vor Ende des Jahrhunderts die gemeinsame Geschichte von Oberhausen und Babcock.

Das Fertigungsprogramm umfaßte bei der Gründung Wasserrohrkessel, Überhitzer und mechanische Feuerungen. Die Amerikaner George Herman Babcock und Stephen Wilcox hatten einen Dampferzeuger, den „Sektionalkessel“, entwickelt, der in England und jetzt auch in Deutschland nachgebaut wurde. Er war wirtschaftlicher als die bisher üblichen Konstruktionen, und vor allem war er explosionsicher, was für damalige Verhältnisse keineswegs selbstverständlich war.

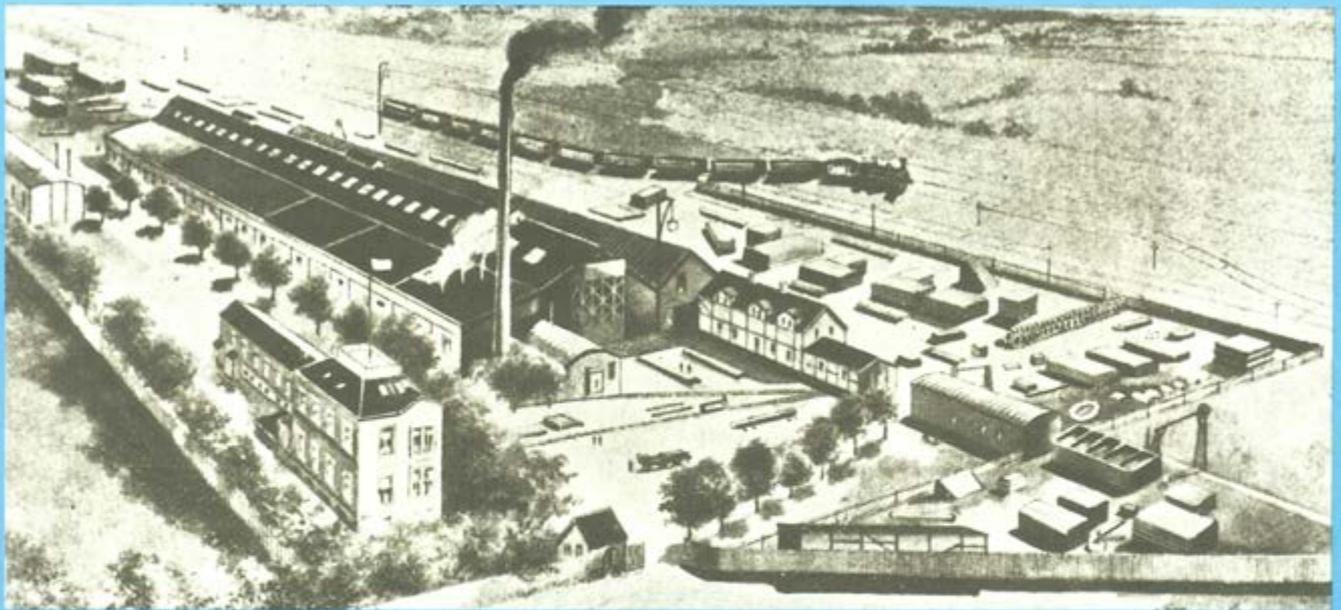
Würde dieser Kessel die hohen Heizflächenbelastungen aushal-

ten? Der preußische Technische Überwachungsverein, zuständig für die Dampfkesselsicherheit, zweifelte zunächst daran. Nur allmählich überzeugte er sich dann aber von der Qualität des Kessels und erteilte 1899 das erforderliche Prüfzertifikat. Später war man überall des Lobes voll über den Kessel, der in „unseren Babcockwerken“, wie die Oberhausener Heimatforscher Broermann und Seipp schrieben, hergestellt wurde.

In dem 1927 erschienenen Buch „Oberhausen – Der Mensch in der Heimat“ beschrieben sie ausführlich den neuen Babcock-Kessel, der die Explosionsgefahr gebannt hatte: „Dieser 'Babcock-Kessel' vermeidet die gefährlichen großen Wasserkammern mit ihren genieteten oder geschweißten Verbindungen. Er hat

an deren Stelle mehrere nebeneinander stehende Einzelkammern von verhältnismäßig kleinem Querschnitt. Diese Einzelkammern sind äußerst widerstandsfähig gegen hohen Dampfdruck. Außerdem können sie aus einem Stück hergestellt werden, haben also weder die gefährlichen Niet- noch Schweißnähte. Beide Umstände machen die Einzelkammer *explosionssicher*. Es ist auch tatsächlich noch nicht vorgekommen, daß ein 'Babcock-Kessel' explodierte.“

Die wirtschaftlichen und sicheren Dampfkessel von Babcock erlangten Weltruf. Sie waren damals schon bedienungsfreundlich. Anstelle der bisherigen Planroste, die von Hand bedient werden mußten, baute Babcock die „Wanderrostfeuerungen“.



Babcockwerke 1900.



Sektionalkammer-Press

Diese selbsttätig arbeitende Feuerung bestand aus einem endlosen Band hinter- und nebeneinander gereihter eiserner Roststäbe, die in ständiger Bewegung die Kohlen im Feuerraum des Kessels transportierten.

Die Kessel hatten auch eine lange Lebensdauer. Wie sehr, das zeigte 1978 eine Wuppertaler Fabrik, die für den weit vor dem Ersten Weltkrieg ausgelieferten Kessel einen Wasserstandsanzeiger nachbestellte.

Vor dem Oberhausener Berufsschulzentrum in der Straße Am Förderturm steht, gewissermaßen als ein Denkmal aus den industriellen Pioniertagen, eine der damaligen Sektionalkammer-Pressen. Sie war noch bis Mitte der fünfziger Jahre in Betrieb.

Bereits unter dem Vorstandsvorsitzenden Dr. Robert Jurenka (gest. 1942) wurden die Fertigungsstätten an der Duisburger Straße stetig erweitert.

Im Jahre 1899 beschäftigte Babcock 30 Mitarbeiter. 1927 – fast drei Jahrzehnte später – arbeiteten allein im Werk Oberhausen in der Kesselschmiede, der Gießerei, der



Dr. Robert Jurenka

Rohr-, Armaturen- und Vorwärmerfabrik 1.350 Menschen. Im Gleiwitzer Werk, 1909 erworben, stellten 250 Mitarbeiter Dampferzeuger für das oberschlesische Industriegebiet her. Dazu kamen die Monteure, die auf den Baustellen beschäftigt waren, auf denen sie nicht nur die Dampfkessel errichteten, sondern auch Kesselhäuser und Schornsteine.

Bald gehörte das Unternehmen zu den größten Arbeitgebern in Oberhausen. Der erforderlichen Kapazitätsausweitung aber waren räumliche Grenzen gesetzt, einerseits durch die Duisburger Straße und andererseits durch die Eisenbahnlinie auf der Rückseite des Werksgeländes. Bereits 1921 kaufte Babcock deshalb ein 1 Million qm großes Grundstück – ein früherer Truppenübungsplatz – in Friedrichsfeld bei Wesel.

Nach dem zweiten Weltkrieg entstand dort eine nach neuesten technischen Gesichtspunkten eingerichtete und ständig weiter modernisierte Produktionsstätte, in der auch zahlreiche Oberhausener beschäftigt sind.

Es folgte die wirtschaftliche Rezession nach dem Ersten Weltkrieg, danach die teilweise Zerstörung der Werksanlagen im Zweiten Weltkrieg. Der Wiederaufbau begann mit bescheidenen Materialvorräten. In der ersten Nachkriegszeit wurden vor allem Landmaschinen repariert. Dr. Robert Jantscha, der 1942 den Vorsitz im Vorstand übernommen hatte, gebührt große Anerkennung für die geleistete Aufbauarbeit. In seine Amtszeit fällt auch die Verlegung des juristischen Firmensitzes von Berlin nach Oberhausen.

Programm und Marktstellung ausgeweitet

Zwischen den Babcock-Gesellschaften in den verschiedenen Ländern war festgelegt, welche Gesellschaft in welchen Ländern tätig sein durfte. Trotz einiger Erfolge in



Rohrbiegemaschine im Werk Friedrichsfeld

Polen und der Sowjetunion entwickelte sich daher das Auslandsgeschäft der deutschen Babcockgesellschaft nur zögernd, da westeuro-

päische Länder und überseeische Märkte nicht bearbeitet werden konnten. Die Baustellen, auf denen die für Babcock tätigen Oberhausener arbeiteten, lagen bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg vor allem in Deutschland selbst und in osteuropäischen Ländern.

Die darauf folgende Entwicklung der Gruppe Deutsche Babcock ist eng mit dem Namen Ewaldsen verbunden. Dipl. sc. pol. Hans L. Ewaldsen trat 1951 bei Babcock ein, wurde 1960 zum kaufmännischen Vorstandsmitglied berufen und übernahm 1967, nach dem Tod von Dr. Robert Jantscha, den Vorsitz des Vorstandes.

In seiner 23jährigen Zugehörigkeit zum Vorstand und während seiner 16jährigen Tätigkeit als dessen Vorsitzender hat er Babcock von einem Dampfkesselhersteller zu einem weltweit operierenden Konzern mit den Schwerpunkten Energie-, Umwelt- und Verfahrenstechnik sowie Spezialmaschinenbau umstrukturiert.

Erfolgreiche Entwicklung

Anfang der 60er Jahre bestand Babcock aus nur sechs Beteiligungsgesellschaften, davon zwei regional tätige Handelsgesellschaft-



Dr. Robert Jantscha



Hans L. Ewaldsen, heute Vorsitzender des Aufsichtsrates der Deutsche Babcock AG



Kraftwerk Elverlingsen mit Babcock-Dampferzeuger

ten. 11.000 Mitarbeiter erarbeiteten im Geschäftsjahr 1959/60 einen Umsatz von DM 428 Millionen. Der Auftragseingang betrug DM 540 Millionen. Die Tätigkeitsbereiche waren:

- Kessel- und Feuerungsbau,
- Armaturen- und Gebläsebau für Dampferzeuger,
- Kesselhaus- und Kaminbau,
- Dienstleistungen, Handel.

Im Laufe der Zeit entstand ein vielseitiges Programm von verfahrenstechnischen Anlagen für die Chemie-, Nahrungsmittel- und Baustoffindustrie. Insbesondere verfügt Babcock heute neben den angestammten Bereichen aus der Energietechnik auch über ein großes An-

gebot von umwelttechnischen Anlagen auf den Gebieten Luftreinhaltung, Wasserreinigung und Abfallbeseitigung.

Die Erschließung neuer Märkte steigerte den Anteil des Auslandsgeschäfts von 13% im Jahre 1967 auf heute über 50%. Dadurch wurden auch neue Arbeitsplätze geschaffen. 1967 waren für das Exportgeschäft 1.900 Mitarbeiter tätig, heute sind es etwa 9.000. In den Auslandsgesellschaften beschäftigt Babcock zur Zeit weitere 3.800 Mitarbeiter, 1967 waren es lediglich 500.

Die Gruppe Deutsche Babcock gehört heute – mit einem Jahresumsatz von DM 7 Milliarden und einem Auftragseingang von DM 6 Milliarden, einer Mitarbeiterzahl

von etwa 24.000 und einer gegenüber 1960 von 150 auf 700 Produkte erweiterten Angebotspalette – zu den führenden europäischen Unternehmen des Anlagen- und

Babcock-Mitarbeiter auf einer Auslandsbaustelle





Babcock-Hauptverwaltung heute

Maschinenbaus. Kapitalmäßige Verflechtungen zu anderen Babcock-Gesellschaften existieren heute nicht mehr.

Neue Konzernstruktur

1981 wurde die auf fast 80 Gesellschaften angewachsene Firmengruppe, die Hälfte der Unternehmen ist im Ausland angesiedelt, neu strukturiert. Durch Bildung einer Konzernführungsgesellschaft und fünf operativer Einheiten ist die strategische Unternehmensführung vom Tagesgeschäft getrennt worden. Das eröffnete den direkt am Markt operierenden Gesellschaften die Möglichkeit, sich besser auf eine intensive Marktbearbeitung und die technische Weiterentwicklung ihrer Erzeugnisse auszurichten.

Unter der Führung der Deutsche Babcock AG arbeiten jetzt

- die Deutsche Babcock Werke AG mit den Firmen
 - Vereinigte Kesselwerke AG, Düsseldorf,
 - Turbon-Tunzini Klimatechnik GmbH, Bergisch-Gladbach,
 - Bergemann GmbH, Wesel,
- die Deutsche Babcock Maschinenbau AG mit so bekannten Unternehmen wie
 - Borsig GmbH, Berlin,
 - Balcke-Dürr AG, Ratingen,
 - Turbo-Lufttechnik GmbH, Zweibrücken,
 - Leobersdorfer Maschinenfabrik AG, Wien,
 - Precismeca Gesellschaft für Fördertechnik GmbH, Sulzbach (Saar),

- Neumünstersche Maschinen- und Apparatebau GmbH, Neumünster,
- die Deutsche Babcock Anlagen AG mit zum Beispiel Firmen wie
 - Babcock-BSH AG, Krefeld-Uerdingen,
 - Ford, Bacon & Davis, Inc., Dallas, Texas/USA,
 - Extraktionstechnik Gesellschaft für Anlagenbau, Hamburg,
 - WABAG Wasserreinigungsbau GmbH & Co. KG, Kulmbach,
- die Deutsche Babcock Bau GmbH und
- die Deutsche Babcock Handel GmbH.

Bis auf die Deutsche Babcock Maschinenbau AG in Ratingen haben alle Obergesellschaften ihren Firmensitz in Oberhausen.



Oberbürgermeister van den Mond beglückwünscht Hans L. Ewaldsen und seine Gattin zur Verleihung der Glückauf-Medaille



Soziale Leistungen

1984 wurde H. L. Ewaldsen die Glückauf-Medaille verliehen. Erst zehn Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens erhielten diese, 1962 zur 100-Jahr-Feier der Stadt Oberhausen gestiftete, Medaille.

In seiner Laudatio würdigte Oberhausens Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond sein Wirken und seine Verdienste. Wörtlich sagte er:

„So waren Sie nicht nur stets darum bemüht, eine kontinuierliche Weiterentwicklung des Unternehmens zu gewährleisten und immer auf der Höhe der technologischen Entwicklung zu bleiben, sondern Sie haben darüber hinaus auch die sozialen Verpflichtungen gegenüber Ihren Mitarbeitern ernst genommen. Als Oberbürgermeister einer Stadt, die aufgrund der Krisen in anderen wirtschaftlichen Bereichen und der strukturellen Probleme der einstigen traditionellen Grundlagen unserer Wirtschaft zur Zeit erhebliche Schwierigkeiten hat, möchte ich Ihr dankenswertes Bemühen um eine Sicherung der Arbeitsplätze bei Babcock und die Bereitstellung einer hohen Zahl von Ausbildungsplätzen besonders würdigen.“

Fortschrittliche soziale Einstellung ist Babcock-Tradition. Schon seit dem Gründungsjahr 1898 gab es eine Krankenkasse, die den Arbei-

tern Unterstützung bei Krankheit und Invalidität leistet. 1938 wurde das Babcock-Versorgungswerk gegründet und für die Mitarbeiter ein Gruppenversicherungsvertrag abgeschlossen, der eine zusätzliche Altersversorgung schuf. Daraus entstand 1954 die heutige Babcock-Pensionskasse. Sie gewährt allen Mitarbeitern eine Betriebsrente. Für seine Angestellten und Arbeiter baute das Unternehmen mietgünstige Werkswohnungen, die in den letzten Jahren von den Mitarbeitern auch gekauft werden konnten.

Bereits vor dem Ersten Weltkrieg führte Babcock als einziges Unternehmen in Deutschland die Fünftage-Woche ein. Für die Arbeiter wurde ab 1930 die Arbeitszeit auf 42½ Stunden wöchentlich verkürzt, für die Angestellten schon vorher auf 40 Stunden.

Auch Ferienwerk und Sportanlagen sollen der Erholung der Mitarbeiter dienen. Die Tennisanlage am Kiwittenberg mit ihren zwanzig Freiluftplätzen, fünfzehn davon mit Flutlicht, mit drei Hallenplätzen und zwei Squash-Boxen zählt zu den schönsten Anlagen ihrer Art.

Gute Ausbildung als Verpflichtung

Bei den Unternehmen der Gruppe Deutsche Babcock wird viel für die Ausbildung getan. Ein sichtbares Zeichen dafür ist in Oberhausen das Babcock-Ausbildungszentrum mit seinen Werkstätten, Labors und Schulungsräumen.

Insgesamt schult Babcock zur Zeit fast 1.300 junge Menschen in 31 anerkannten Ausbildungsberufen.

Darüber hinaus werden, häufig in Zusammenarbeit mit den jeweiligen Arbeitsämtern, Berufsvorbereitungslehrgänge abgehalten sowie Umschulungs- und Weiterbildungsmaßnahmen durchgeführt, um höhere Fachqualifikationen zu erreichen und bessere Berufschancen zu eröffnen.

Für beispielhafte Leistungen in



Babcock-Ausbildungszentrum

der Berufsausbildung – rund 50% aller Auszubildenden erreichten bisher die Note „gut“ oder „sehr gut“ – erhielt die Deutsche Babcock AG 1984 vom damaligen Bundespräsidenten Prof. Dr. Carl Carstens eine Urkunde, in der er dem Unternehmen seine Anerkennung aussprach.

Technische Pionierleistungen

Oft leisteten Babcock-Unternehmen Pionierarbeit in der technischen Entwicklung vor allem im Bereich fortschrittlicher Kesselkonstruktionen und neuer Feuerungsarten.

Einige herausragende Ereignisse:

1925 – Entwicklung der ersten Staubfeuerung in der Welt für Leistungen um 50 t Dampf je Stunde,

1928 – Bau des ersten Schmelzkammerkessels in der Welt,

1938 – Bau des ersten Bensonkessels in Deutschland,

1950 – Bau der ersten Zyklonfeuerung in der Bundesrepublik Deutschland,

1961 – Bau des nuklearen Schiffsreaktors für die „Otto Hahn“,

1965 – Inbetriebnahme des ersten membranverschweißten Bensonkessels in Deutschland,

1970 – Fertigung des ersten Schiffskessels mit Zwischenüberhitzung in der Welt,

1980 – Bau von Wirbelschichtfeuerungen als weiterer Schritt zu einer wirtschaftlicheren und umweltfreundlicheren Energieumwandlung,

1984 – Konzeption des „Umweltkraftwerkes“.

Neue Technik

Vorhandene Produkte werden weiterentwickelt, um führende

Marktpositionen und den Babcock-Qualitätsstandard zu erhalten. Neue Produkte mit den Techniken von morgen sichern die Zukunft.

Über DM 100 Millionen, das sind etwa 4% vom Umsatz der Produktions- und Engineeringbereiche, wendet die Gruppe Deutsche Babcock jährlich für Forschung und Entwicklung auf.

Einige Beispiele aus der aktuellen Entwicklungsarbeit:

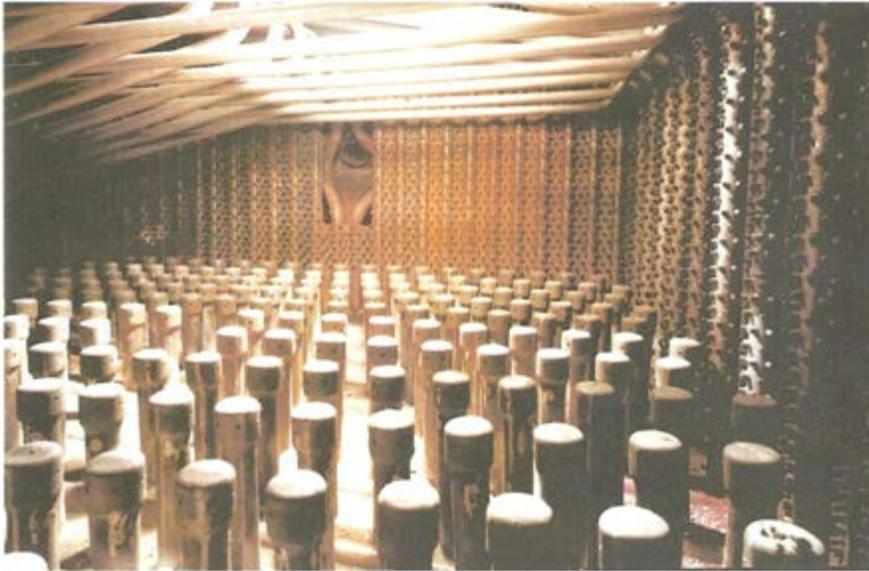
– *Kohlenstaubfeuerungen mit stark verringerter Stickoxid (NO_x)-Emission.*

– *Stickoxid-Abscheider mit katalytischer Reduktion.*

– *Verfahren zur Rauchgasentschwefelung von Großfeuerungsanlagen.*



Absorber für die Rauchgasentschwefelung



Düsenboden und Tauchheizflächen der Wirbelschichtfeuerung

Der umweltfreundlichen Verfeuerung von Kohle zur Erzeugung von Wärme und Strom widmet Babcock besondere Aufmerksamkeit. Eine der dafür wichtigsten Techniken ist die *Wirbelschichtfeuerung*, mit der das Entstehen schädlicher Abgase schon in der Feuerung weitgehend vermieden wird.

Im In- und Ausland hat Babcock bereits eine Reihe von Dampfkesseln mit Wirbelschichtfeuerungen in Betrieb genommen.

Mit der *Circofluid-Feuerung* ist ein neues Wirbelschichtverfahren in Erprobung, das die Vorteile der stationären und zirkulierenden Wirbelschicht in sich vereint. Sie ist besonders geeignet für Heizkraftwerke.

Der nächste Schritt ist der Einsatz dieser Verbrennungstechnik in Großkraftwerken zur Stromerzeugung. Das von Babcock konzipierte „*Umweltkraftwerk*“ steht für eine neue Generation von Steinkohlekraftwerken. Die besonderen technischen Kennzeichen sind:

- minimale Schadstoffemission, praktisch kein Stickoxid, Staub und Schwefeldioxid im Rauchgas,

keine Schwadenbildung über dem Kühlturm,

- kleines Bauvolumen, dadurch Landschaftsschutz,
- die Möglichkeit, ein breites Band heimischer Kohle einzusetzen,
- hoher Wirkungsgrad.

Dies wird erreicht durch folgende Technik:

- Einsatz eines druckaufgeladenen Wirbelschicht-Dampferzeugers und
- die kombinierte Stromerzeugung mit Gas- und Dampfturbine.

Im Umweltkraftwerk wird der Schwefel durch Kalkzugabe bereits in der Wirbelschicht gebunden. Durch die relativ niedrige Verbrennungstemperatur entsteht weit weniger Stickoxid als in anderen Kohlefeuerungen. Der Einsatz einer nachgeschalteten Anlage zur Reduktion der Stickoxide mindert diese Emission zusätzlich. Ein Hybrid-Kühlturm, in den die Abgase eingeleitet werden, garantiert Schwadenfreiheit bei allen Betriebszuständen und macht den Kamin überflüssig.

Dem Ziel erheblicher Wirkungsgradsteigerungen thermischer Kraftwerke dient die Konzeption von thermischen Kraftwerken mit einer *Hochtemperatur-Kaskaden-*

Seit dem 1. Oktober 1983 ist Dipl.-Ing. Helmut Wiehn Vorsitzender des Vorstandes der Deutsche Babcock AG. Er trat damit die Nachfolge von Dipl. sc. pol. Hans L. Ewaldsen an, der in den Aufsichtsrat als dessen Vorsitzender überwechselte.



Dipl.-Ing. Helmut Wiehn begann 1956 bei Babcock. Er arbeitete zuerst als Konstrukteur, danach an der wärmetechnischen Berechnung für Großkesselanlagen und in der Babcock-Versuchsanstalt.

Im Jahre 1963 übernahm er die Leitung der Hauptabteilung Konstruktion Großkesselanlagen und Feuerungsbau.

Seine weiteren Stationen bei Babcock waren:

- 1966 Prokura
- 1969 Stellvertretendes Vorstandsmitglied
- 1971 Ordentliches Vorstandsmitglied
- 1981 Vorsitzender des Vorstandes der Deutsche Babcock Werke AG

H. Wiehn hat sich immer auch für die Einführung neuer Technik eingesetzt. Beim Aufbau der Gruppe Deutsche Babcock hat er in fast allen Bereichen des Konzerns maßgeblich mitgewirkt.

Mit seiner Berufung zum Vorsitzenden des Vorstandes der Deutsche Babcock AG wurde die Kontinuität in der Führungsspitze weiter gewahrt. Er ist seit Gründung des Unternehmens nach 86 Jahren erst der vierte Vorstandsvorsitzende.



Kohlevergasungsanlage in Hünxe

Schaltung von Dampfkreisläufen unter Einsatz verschiedener Kreislaufmedien.

Auch zur *Nutzung von Abwärme* als Prozeß- oder Fernwärme mit Absorptions- und Kompressionswärmepumpen-Konzepten hält Babcock wirtschaftliche und energiesparende Verfahren bereit.

Um die beachtlichen Reserven an *Ölschiefer als Energiequelle* zu nutzen, hat Babcock Staub- und Wirbelschicht-Feuerungsverfahren entwickelt, die optimalen Ausbrand gewährleisten und zugleich die Möglichkeit einer Verarbeitung der Verbrennungsrückstände zu Baustoffen eröffnen.

Erfolgversprechende Entwicklungen wurden auch auf verschiedensten Gebieten der Abfallentsorgung durchgeführt.

Eine neuartige *biologische Klärschlamm-Behandlungsanlage*, vor kurzem in Betrieb gegangen, hygienisiert den Schlamm vollständig



Photoelektrische Solaranlage in USA

und macht ihn dadurch für die Landwirtschaft einsetzbar.

Auf dem Markt eingeführt sind bereits *Ultrafiltrationsverfahren zur Rückgewinnung von Werkstoffen* aus flüssigen Abfällen.

Eine *großtechnische Abfallpyrolyseanlage*, die Müll und Klärschlamm besonders umweltfreundlich in verwertbares Pyrolysegas und in Pyrolysekoks umwandelt, ist in Betrieb.

Zur Zeit wird eine Pilotanlage errichtet, in der die Waschberge des Kohlenbergbaus in *keramisierte Baustoffe* umgewandelt werden.

Verfahren zur Aufbereitung von Abfallgips insbesondere aus Rauchgasentschwefelungsanlagen zu klassischen Gipsprodukten und wasserfesten Bauelementen stehen zur industriellen Erprobung bereit.

Im Pilotmaßstab bewährt haben sich *energiesparende Umkehrosmoseprozesse* mit Vorbehandlungsstufen zur Reinigung und Entsal-

zung hochbelasteter Industrieabwässer.

Weitere Zukunftsperspektiven sind die *Kohlevergasung* und die *Nutzung regenerativer Energie- und Rohstoffquellen*. Das schließt die direkte und indirekte Solarenergie-Nutzung ebenso ein wie klassische und neue biotechnische Umwandlungsverfahren. Hier betreibt Babcock selbständig oder im Rahmen von Partnerschaften die Entwicklung von Prozessen zur Gewinnung von Chemikalien aus nachwachsenden Rohstoffen und von Gas aus organischen Abfällen über Pyrolyse- oder Fermentationsverfahren, den Einsatz photovoltaischer oder solarthermischer Energie zur Stromerzeugung, zum Antrieb von Maschinen sowie zur Lebensmittelaufbereitung und -konservierung.

Das sind nur einige der Entwicklungsschwerpunkte. Sie zeigen, daß die Gruppe Deutsche Babcock intensiv Produktentwicklung betreibt und damit die Zukunft sichert.

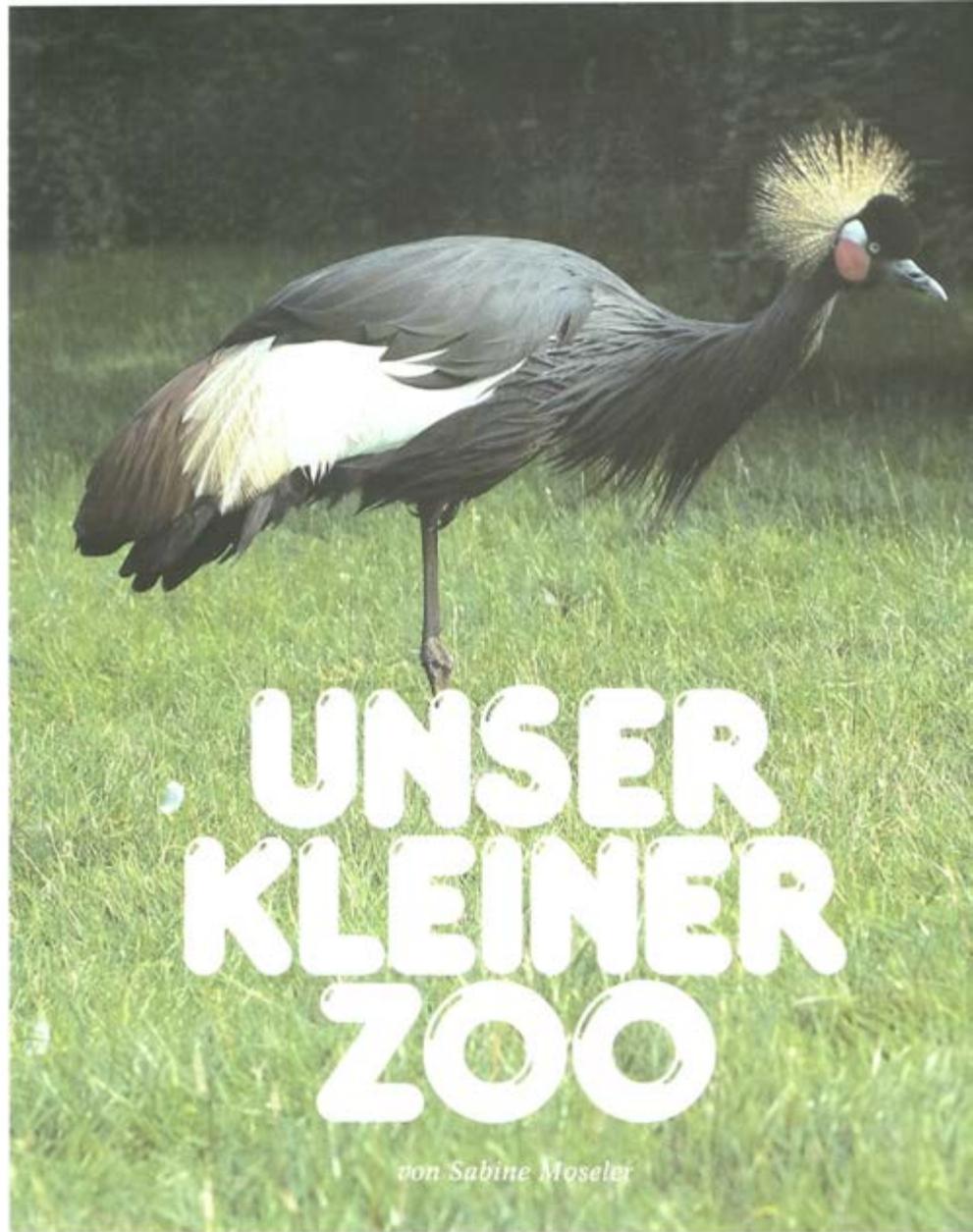


Mitten im Herzen Oberhausens liegt das Tiergehege des Kaisergartens: Ein Fleckchen Natur zum „Nulltarif“. Die wechselvolle Geschichte des kleinen Zoos begann schon vor dem Zweiten Weltkrieg. Eine 16 ha große Fläche wurde eingezäunt. Mehr als 100 einheimische Tiere fanden dort ein Zuhause.

Doch Not und Armut der Kriegsjahre verdrängten die Idylle. Die Gehege wurden abgerissen und das Land in kleine Parzellen eingeteilt. Viele Bürger sicherten mit dem Anbau von Gemüse das Überleben ihrer Familien.

Als erste Vierbeiner zogen nach den Kriegswirren die beiden Pferde „Ajax“ und „Lotte“ wieder in den Kaisergarten. Während sie unter der Woche den Arbeitern des Gartenbauamtes die schwersten Aufgaben abnahmen, waren sie am Wochenende in ihren Koppeln die Lieblinge vieler kleiner und großer Besucher.

Der erste offizielle Bewohner des Tiergeheges war Jahre später der Esel „Fritz“. Vor dem Schlachthof gerettet, erhielt er ab 1954 in einem neuen Gehege sein Gnadenbrot.



Doch Fritz sollte nicht lange allein bleiben. Die Oberhausener hatten wieder Gefallen an der Idee eines eigenen, kleinen Tierparks gefunden.

Taubenzüchter brachten die schönsten Exemplare eigener Rassezüchtungen vorbei, Wellensittiche und Meerschweinchen folgten. Im Laufe der Jahre bauten Mitarbeiter des Oberhausener Grünflächenamtes in Eigenarbeit ein Gehege nach dem anderen. Über 1000 Tiere leben heute auf ca. 40000 m².

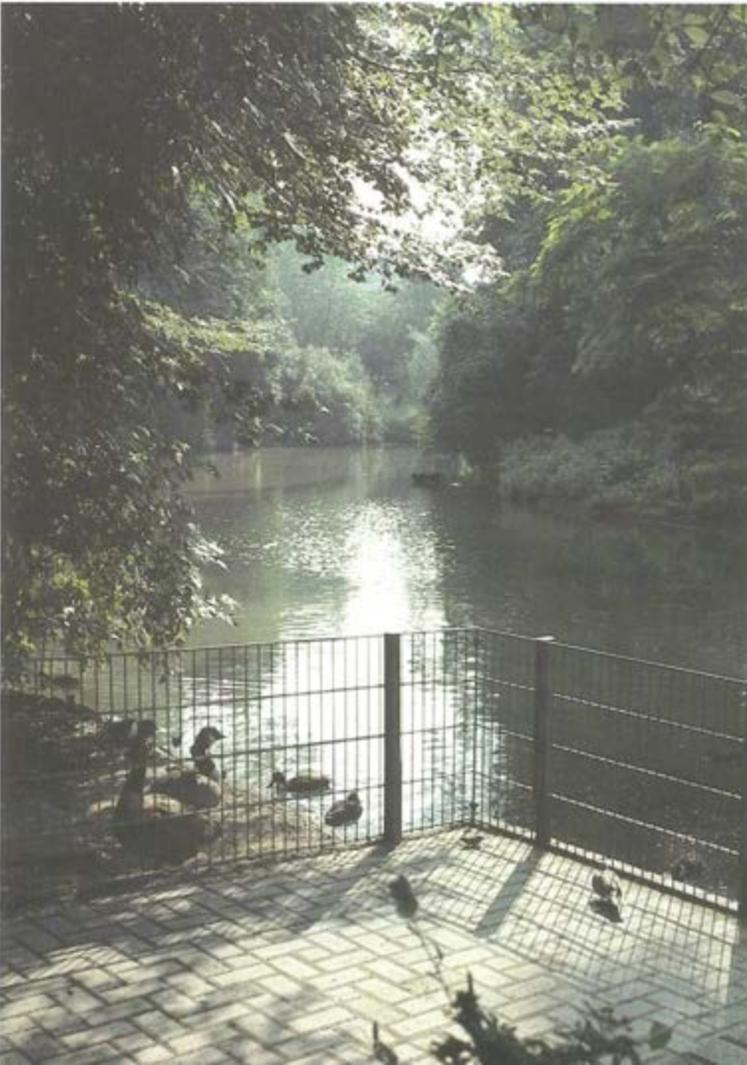


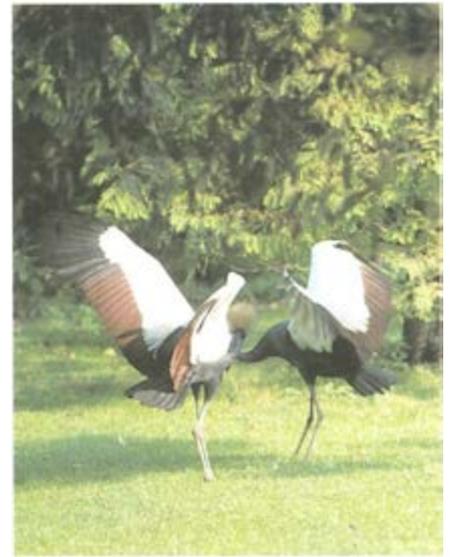


Das Gehege ist in fünf Reviere unterteilt. Vögel, Geflügel, Fleisch- und Heufresser werden von sechs Tierpflegern betreut.

In Sachen Nachzucht sind die Pfleger aus dem Kaisergarten mittlerweile Experten. Jedes Jahr stellt sich bei allen Arten pünktlich Nachwuchs ein. Junge Wölfe, Luchse und Bismarratten sind in Oberhausen ebenso zuhause wie Taggreife, Käuzchen und Hängebauchschweine. Wird ein Jungtier einmal nicht von der eigenen Mutter angenommen, ziehen die Pfleger es mit der Flasche groß.

Nur wenige Besucher können ermes- sen, wieviel Arbeit hinter der Aufzucht und Pflege der Tiere steckt. Wenn sie an sonnigen Früh-





sommer-Wochenenden zu Hunderten das Tiergehege besuchen, haben die Betreuer der Jungtiere oft einen Dienst rund um die Uhr hinter sich. Die meisten Tiere sind nämlich verwöhnte Feinschmecker, die nur Futter vertragen, das genau auf ihre Bedürfnisse abgestimmt ist.

Daß vor allem kleine Besucher ihren Lieblingen gelegentlich Leckerbissen zustecken wollen, ist verständlich, doch seitdem vor zehn

Jahren einige Damhirsche im wahren Sinne des Wortes „zu Tode gefüttert“ wurden, stehen überall auf dem Gelände Futterautomaten bereit, die gewährleisten, daß die Oberhausener Zoobewohner nur das bekommen, was ihnen nicht schaden kann.

Vor vielen Jahren wurde ein alter Emscherarm rekultiviert, um kleine Seen und Teiche für die zahlreichen Wasservögel anzulegen. Das bringt

auch jetzt noch Probleme. Schäden, die durch eine Senkung des Geländes entstanden sind, machen es nötig, daß Tag und Nacht eine Pumpe eingesetzt werden muß, damit das Tiergehege nicht zum unbegehbaren Sumpf wird.

Ohne den unermüdlichen Einsatz der zum Teil freiwilligen Helfer könnte der kleine Oberhausener Zoo nicht so erhalten werden, wie ihn die vielen Besucher lieben. Zusammen mit der liebevoll gepflegten Fauna ist das Tiergehege im Kaisergarten noch eins der wenigen intakten Überbleibsel der Natur, die gerade Großstadtbewohner so dringend nötig haben.





Mit dem Stadtförster unterwegs

von Irmhild Piam

Die Birken vor dem schmucken Forsthaus Zum Ravenhorst sind auch nicht mehr das, was sie einmal waren. In ihren Blättern rauscht zwar noch der Herbst-Regen, die Symptome eines langsamen Todes sind jedoch nicht zu übersehen. Mit auf dem Krankenbett siechen in den Oberhausener Wäldern vor allem die Buchen und Eichen dahin. Rundgänge durch die heimischen Wälder erfüllen Stadtförster Hans Wirtz von Jahr zu Jahr mehr mit tiefer Sorge. Die ständig steigenden Waldschäden machen deutlich, daß

in den Wäldern unserer Stadt eine Zeitbombe tickt. Der Wald ist zum Patienten geworden, dessen Krankheitssymptome zwar nicht zu übersehen sind, über dessen Krankheitsursachen sich jedoch nach wie vor die Experten streiten.

„Ich bin sehr pessimistisch“, gesteht der Stadtförster, wenn er die Zukunft des kränkenden Oberhausener Waldes deuten soll. Vor allem die sprunghafte Zunahme der Waldschäden in den letzten Jahren hat den Forstbeamten das Fürchten gelehrt. Kränkete im Jahre 1982 noch

8 v.H. des Oberhausener Waldes, so waren es ein Jahr später bereits 32 v.H. Taufrisch, aber noch beängstigender sind die Zahlen dieses Jahres als Ergebnis der jüngsten Waldschadenserhebung: Mehr als 40 v.H. unserer Wälder sind nicht mehr gesund. Dabei ist gerade in einer Industriestadt wie Oberhausen der Wald unverzichtbar. Er liefert frische Luft, Wasser und Erholungsmöglichkeiten, er wirkt sich günstig auf das Klima aus, ist ein wirksamer Lärmschutz und konnte bislang Emissionsbelastungen abmildern.

Dazu beherbergt der Wald eine vielfältige Tier- und Pflanzenwelt. Unsere 7710 Hektar große Stadt hat rund 1067 Hektar Wald, das sind 13,8 v. H. der Fläche. Damit hat jeder Oberhausener Einwohner 45,8 Quadratmeter Wald „zur Verfügung“. Da schneidet Oberhausen im Vergleich zu den Nachbarstädten Essen und Duisburg zwar etwas besser ab im Vergleich zum Landesdurchschnitt, jedoch sind die Oberhausener mit dem Wald nicht gerade reich gesegnet. Die Pro-Kopf-Waldfläche erreicht nur 1/10 des Landesdurchschnitts. Der Oberhausener Wald steht demnach unter starkem „Bevölkerungsdruck“, noch weniger Wald wäre als erhebliche Beeinträchtigung der Umwelt und des Lebensraumes anzusehen. In diesem Zusammenhang zeigt sich, daß ein sterbender Wald gerade für unsere Stadt gefährliche Konsequenzen hätte.

Mit rund 745 Hektar liegen rund 70 v. H. der Waldfläche Oberhausens im Norden der Stadt: Hühnerheide (140 Hektar), Sterkrader Wald (190 Hektar) und Hiesfelder Wald (415 Hektar). Dieser hat Verbindung mit der Kirchhellener Heide und dem Hünxer Wald und bildet den südlichsten Zipfel des Naturparks Hohe Mark. Alle übrigen Waldflächen sind Restwald und Aufforstungen in Verzahnung mit Industrie- und Wohngebieten.

Einer über Jahrzehnte dauernden Belastung durch Luftverunreinigungen ist der Wald nicht mehr gewachsen. Der schleichende Tod kommt aus der Luft, eine neuartige, unheilvolle Verkettung von einzelnen Ursachen beschleunigen Ausmaß und Tempo des Waldsterbens. Die Zusammenhänge sind auch Wissenschaftlern noch nicht bis ins kleinste klar geworden. Nur eins wissen sie genau: Es sind die Folgen der modernen Lebensweise des Menschen. Verbrannte Stoffe wie Kohle und Öl setzen Schwefel-

dioxid und Stickstoffoxide frei. In Niederschlägen gelöst werden sie zu Säuren, gelangen in den Boden, und schädigen dort Wurzeln und kleine Lebewesen. Dem Stress aus Luft und Boden können die Bäume nicht mehr standhalten. Und noch eins kommt hinzu, was gerade auch die diesjährige Waldschadenserhebung in den Oberhausener Wäldern verdeutlicht hat. Die anfänglich harmlos erscheinende Schwächung der Lebenskraft macht die Bäume anfälliger gegen Witterungsschwankungen, Pilzbefall, Insektenfraß und Viruskrankheiten. „Vor allem bei Fichten und Kiefern sind diese Symptome erkennbar“, sagt der Stadtförster. „Die größten Sorgen aber haben wir mit den Roteichen. Innerhalb eines Jahres sind die Schäden um 50 v. H. gestiegen. Ich muß befürchten, daß wir in fünf bis zehn Jahren in unseren Wäldern keine einzige Roteiche mehr haben. Statt 100 Festmeter auf 100 Hektar mußten diesmal 500 Festmeter geschlagen werden.“

Ein erschreckendes Ergebnis zeigten auch die 46 Bodenproben, die das städtische Forstamt in diesem Jahr auf rund 100 Hektar Fläche in der Hühnerheide genommen hat. 37 Proben ergaben einen PH-Wert von unter 4, normal sind 5,6.

„Das ist Alarmstufe 1“, sagt Hans Wirtz. Zur Gesundung ist der Hühnerheide nunmehr eine forstliche Düngung mit Hüttenkalk verordnet worden. Heilung für den Boden erhofft man sich von 238,6 Tonnen Kalk, 1,45 Tonnen Kalium und 2,85 Tonnen Phosphat. Ein Zuschuß zur Behandlung des Patienten Hühnerheide ist vom Land zu erwarten. Stark gefährdet ist die Hühnerheide außerdem durch Bergsenkungen. „Der Wald säuft ab“, sagt der Förster. „Eine Hilfe durch ein Abwassersystem ist dringend erforderlich.“

Weil Oberhausen „Immissions-schadenskernegebiet“ ist, sind in den



Mehr als die Hälfte seiner Arbeitszeit verbringt der Stadtförster am Schreibtisch.

Der schleichende Tod kommt aus der Luft. Die kranken Bäume werden gekennzeichnet.





Welche Bäume gefällt werden, muß der Stadtförster entscheiden. Die alten Baumbestände sind mit Bomben- und Granatsplittern aus den Kriegsjahren gespickt.

verflossenen Jahrzehnten die besonders anfälligen Nadelholzarten nicht mehr angepflanzt worden. Der Stadtwald besteht hauptsächlich aus Laubbäumen. Damit kann die Stadt auf der Haben-Seite „keinen Blumentopf mehr gewinnen“. Gewinne werden mit der Holzwirtschaft nicht mehr erzielt, auch eine Kostendeckung ist nicht mehr möglich. „Wir arbeiten nicht, um Geld aus dem Wald zu schlagen“, erklärt der Stadtförster. „Die Erholungsfunktion spielt bei uns die größte Rolle.“ Zum dicken Rot-Strich bei der Ertragslage tragen auch die Altholzbestände aus den Kriegsjahren bei. Sie sind gespickt mit Bomben- und Granatsplittern und eher für den Schrotthändler, als für die Holzverarbeitung geeignet. – Keine Sägemühle greift da zu. Im Team des Stadtförsters arbeiten heute vier Forstwirte, darunter ein Haumeister, drei Waldarbeiter und neuerdings acht Kräfte, die über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme (ABM) des Arbeitsamtes be-

schäftigt werden. „Diese Leute sind eine wichtige Hilfe“, sagt Wirtz. „Für den Stadtwald wäre es sehr zu begrüßen, wenn diese Maßnahme wiederholt werden könnte.“ Große Sorgen bereiten den Forstleuten die ständig zunehmenden Zerstörungen in den Wäldern. Bänke, Nistkästen und Pflanzen stehen im Mittelpunkt sinnloser Verwüstung. Sechs junge Eichen, die nach der ersten Zerstörung an der Franzosenstraße zum zweitenmal gesetzt werden mußten, sind schon wieder alleamt verschwunden. Jüngst teilte der Stadtförster der Oberhausener Polizei mit, daß er nicht mehr in der Lage sei, den Wald vor der Zerstörungswut zu schützen.

Wer es nun noch nicht weiß: Das Bild des „Försters vom Silberwald“ paßt nicht mehr in den Rahmen des Forstbeamten von heute. Hatte der schmucke Waidmann aus den Bergen dereinst Last mit den Wilddieben, ist der Förster in unserer Revierstadt nicht einmal mehr Jäger. Die beiden Eigenjagdbezirke im Sterkrader Wald und in der Hühnerheide sind verpachtet, der Stadtförster hat nicht einmal das Recht, im eigenen Revier eine Jagdwaffe zu

führen. Das Wild ist ohnehin rar in den Oberhausener Wäldern. „Das meiste wird auf den Straßen totgefahren“, sagt Wirtz. „Bei dem hohen Bevölkerungsdruck in den Wäldern mußten wir Ruhezeiten für das Wild schaffen, vor allem im Mai/Juni für das Jungwild. Ein Patentrezept für die Gesundung der bedrohten Oberhausener Wälder kann auch der Stadtförster nicht geben. Schon vor Jahrzehnten wurde er als Mahner mit kummervollem Gesicht und angefressenem Blattwerk in den Händen sanft belächelt und kam sich vor wie ein Rufer in der Wüste. Unter der Last der Dreckschleudern aus Kraftwerken, Industrie, Verkehr und Hausbrand droht den heimischen Wäldern nun der schleichende Tod. Schnelle Hilfe ist eine gesellschaftspolitische Aufgabe. „Stopft die Löcher der Verursacher“, sagt der Stadtförster. „Es ist technisch machbar und auch finanzierbar. Wir alle können selbst etwas dazutun. Das fängt beim Spray an und bei der Plastiktüte. Jeder sollte bei sich beginnen. Wenn sich alle, die es mit dem Wald gut meinen, endlich an einen Tisch setzen würden, dann wäre schon ein guter Anfang gemacht, damit wir mit der Natur wieder ins Reine kommen.“

Und dann erzählt der Förster die Geschichte der Nachtigall, deren Gesang 1965 einen Kollegen aus dem Schwarzwald bei einem nächtlichen Spaziergang durch den Oberhausener Wald entzückte. Er mußte erst in unsere Revierstadt kommen, um sie zum erstenmal in seinem Leben schlagen zu hören. Das sind fast 20 Jahre her. Heute singt keine Nachtigall mehr im Stadtwald. Und in den schütterten Wipfeln der weißen Birken klingt das Lied vom leisen Tod. Ein Stück von der grünen Lebensgrundlage unserer Stadt ist bereits rettungslos verloren. Aber noch besteht die Chance, das rätselhafte Siechtum zu stoppen. Alle Kräfte sind gefragt.



von Karl Lange

„Klüngel-Holten, Bettel Biefang“, so sagt der Volksmund. In diesem „Körnchen Wahrheit“ steckt etwas Ärmliches und Verächtliches. Worin mag der Grund liegen? Wir wissen aus der Siedlungsgeschichte, daß jede menschliche Ansiedlung ein Produkt des Bodens ist, auf dem sie erwachsen ist. Bei guter Lage, entsprechenden Verkehrswegen und günstigen kulturellen Zeitströmungen blüht sie schnell auf und entwickelt sich bald zu einem größeren Gemeinwesen.

Und wie ist es nun bei Holten? Hier finden wir nichts von alledem. Es gibt hier keine Zeugnisse ehemaligen Reichtums und keine Spuren städtischer Kunst sind uns überliefert. Nicht einmal ein Rathaus hat die Stadt besessen und einen zentralen Marktplatz hat sie auch nicht gehabt. Und das einzige größere Bauwerk, die Kirche, war ursprünglich nur ein kleines, einschiffiges Gotteshaus. Auch in den Wohnhäusern weist nichts auf ein städtisches Gepräge gewisser Wohlhabenheit hin: alle sind klein, eng und geduckt, ohne besonderes künstlerisches Beiwerk. Der Volksmund scheint wohl gerecht zu urteilen.

Holtens Armut

In den Stadturkunden wird immer wieder deutlich, daß die Bürger Holtens stets in ärmlichen Verhältnissen gelebt haben.

So hat Holten im Verbande der



klevischen Städte auch stets nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Als das Herzogtum Kleve 1470 durch den Geldernschen Krieg in arge Geldnot geraten war, erfolgte die Schuldentilgung durch besondere Beiträge der Städte. Während Wesel 800 und Kleve 250 Gulden zahlen mußten, wurde Holten mit nur 50 Gulden belastet. Es gehörte zu den zahlungsschwächsten Städten des Landes.

In ihrer Armut brachen 1542 die Bürger die Stadttürme ab, um damit die baufällige Stadtmauer wieder herzustellen.

Infolge der notorischen Armut sind die Bürger nur selten in der Lage gewesen, ihren Söhnen eine höhere Bildung zu ermöglichen. Nur ganz vereinzelt finden wir sie auf Universitäten, trotz der Nähe der Universitätsstadt Duisburg.

Als 1549 ein Goswin Cüper aus Holten in Köln studierte, ist bei seinem Namen in der Matrikel eingetragen, daß er „ärmer als Irus sei und nichts zahle“, (Irus ist die Idealgestalt des Bettlers in der Odyssee).

1599 ist in den Stadturkunden zu lesen: „Der Prediger von Holt, Johannes, habe kläglich vorgebracht, daß die Gemeinde ihm infolge ihrer Armuth kaum das zum Leben notwendige bieten könne.“ Und 1631 nach dem großen Stadtbrand heißt es: „daß der Pastor wegen der verarmten Bürger seine ohnedem fast geringe Kompetenz schwerlich wird erlangen können.“

So geht es weiter mit den Armutsbezeugungen im Jahre 1665 bei der unmöglichen Beitreibung der Kaminststeuer und 1701 bei dem Steuerbeitrag der Stadt zum klevischen Münzwesen. Und als 1727 Holten wieder zu einer Brandumlage herangezogen wurde, waren die geforderten 107 Taler nicht aufzubringen.

Die wirkliche Vermögenslage sämtlicher Bürger weisen die Steuerlisten des Jahres 1767 aus. Darin werden alle Einwohner nach



Holten hat sich seinen dörflichen Charakter bewahrt.

der Höhe ihres Vermögens in drei Gruppen eingeteilt. Zur ersten gehören „die allerärmsten, so an Geld oder Geldeswert nicht das geringste besitzen“, insgesamt 70 Familien. Zur zweiten gehören „so 150–500 rthlr. an Kapital oder Erbstücken besitzen“, zusammen 50 Familien. Zu den reichsten Bürgern gehören 7 Familien, „welche an Kapital an 500 rthlr. oder an Wert besitzen“. Von ihnen waren 5 Winkelier, 1 Zimmermann und 1 Ackersmann“. Von Wohlhabenheit kann also wirklich

nicht gesprochen werden.

Noch im letzten Jahrhundert hat die Eintreibung der Steuern erhebliche Schwierigkeiten bereitet. Bedingt durch die französische Fremdherrschaft blieben viele Bürger damit im Rückstand, so daß der Staat gegen sie Prozesse anstrebte. Als der preußische Kronprinz 1833 nach Holten kam, übergab man ihm eine Bittschrift um Erlaß der Steuerschulden, weil sie nicht zu begleichen waren.

Schlechte Verkehrswege

Bei allen Nachforschungen wird deutlich, daß es die Verkehrswege

der Stadt waren, die ihr die Armut eingetragen haben. Und wie unpassierbar die Holtener Wege waren, zeigt ein Bericht an die Regierung aus dem Jahre 1790:

„Durch die überaus schlechten Wege, die von allen Seiten bei der Stadt sind, durch welche die Eingesessenen nicht einmal, viel weniger ein Fremder zu fahren sich wagt, so wird der Nahrungszweig außerordentlich geschmälert. Der arme Bürger, der sein Korn mit Kleinigkeiten bei den Bauern holen muß, kann nicht einmal zu Fuß durch die Wege kommen, er sucht sich Umwe-

ge und ruiniert dadurch die lebenden Hecken an denen Gärten, daß das Land (wie leider der Augenschein lehret), zu einem Teich gemacht wird.

Der mittlere Bürger, der durch Karre und Pferd sein Brodt verdienen muß, darf es nicht wagen, durch die Wege zu fahren, wo er nicht Karre und Pferd verlieren will: er ist nicht einmal im Stande, denen Menschen in der Stadt den Dünger auf das nahe Feld zu fahren.

Der Kaufmann, der seine Nahrung durch auswärtigen Handel suchen muß und dabei noch eine gute Anzahl einheimischer Tagelöhner ernähret, muß durch Umwege und große Kosten, die in dem Städtchen verdient werden könnten, sich durchzuschlagen suchen.

Ein reisender Fremder wird, wann er noch vier Stunden von der Stadt entfernt ist, (den doch der Weg dadurch führen müßte), vor den schlechten Wegen gewarnt.“

Die geographische Lage

Und wenn wir nach den Gründen fragen, warum die Wege so schlecht waren, dann stellt sich letztlich heraus, daß es die geographische Lage der Stadt war, die solche Schwierigkeiten für Holten begründet und auch gesteuert hat: Die Stadt lag in einer unwirtlichen Bruchlandschaft.

Ein großer Teil des Oberhausener Nordens gehört zur niederrheinischen Terrassenlandschaft, die in vorgeschichtlicher Zeit durch den Urrhein in Verbindung mit den Kaltzeiten herausmodelliert worden ist. Sie besteht aus drei Geländestufen: der Haupt-, Mittel- und Niederterrasse. Auf ihnen sind die Ortsteile Königshardt, Schmachtendorf und Holten entstanden. Holten liegt auf der untersten Stufe in einer Ebene, die bis zum Rhein hin reicht.

Alle Niederschläge, die von den höheren Landschaftsstufen nach Westen ablaufen, stauen sich in der abflußlosen Ebene der Nieder-

terrasse und haben in den früheren Jahrhunderten dazu geführt, daß sich dort die ausgedehnten Bruchgebiete gebildet haben. Wir finden sie in den vielen Gemarkungsnamen der Holtener Umgebung wieder: Waldteich, Holtener Bruch, Venn, Elsenbruch, Gänsebruch u. a.

Diese Landschaft war natürlich nicht geeignet, als fruchtbare Ackerlandschaft genutzt zu werden, und so wundert es nicht, daß der Bürgermeister 1818 schreibt:

„Wenn die Bürger das dritte, vierte oder fünfte Korn gewonnen, sind sie wohl zufrieden, denn das Bauland ist schlecht, und kommts auf die Jahre, ob sie naß oder trocken sind, an.“

Ein anderes Zeugnis über die Geringswertigkeit des Ackerbodens gibt eine Eingabe von 1829, es heißt darin: „Das Städtchen Holten zählt nur 143 Häuser und mit der Feld-

Die liebevolle Restaurierung der Häuser wurde prämiert.



mark etwa 1000 Seelen, liegt sehr abgelegen und in gewerblicher Hinsicht von außen her ganz abgeschnitten. Ein Teil der Einwohner ernährt sich ausschließlich von der Landwirtschaft, die dadurch erzielten Produkten, welche in der geringen Beschaffenheit der Ländereyen und Wiesen und der ununterbrochen erfordernden kostspieligen Bewirtschaftung erkaufte werden müssen, reichen kaum zur Befriedigung der inneren Consumtion hin

und lassen keinen Überschuß nach außen.“ So ist die Stadt durch nichts begünstigt, und der Geschichtsschreiber von 1721 sagt bei der Betrachtung Holtens: „Die Situation dieser Stadt ist so wunderlich, daß man auch nicht absehen kann, was die Fundators (Gründer) bewogen, dieses Städtchen an einem außer aller Passage gelegenen Orthe, und wo niemand hinkommt, er habe denn etwas zu holen, niedersetzen lassen.“

Die politischen Verhältnisse in der Zeit der Stadtgründung

Man muß sich sehr wundern, daß das Städtchen trotzdem vorhanden ist. Und das lag nicht an der geographischen Lage, sondern an den politischen Verhältnissen des Mittelalters zur Zeit der Stadtgründung um 1300.

Damals maßen sich die Herren des Adels immer mehr Rechte an und erweiterten auf eigene Faust ihre Herrschaftsgebiete. Daraus entwickelte sich die verhängnisvolle Kleinstaaterei im Deutschen Reich. Hier in unserer Gegend stritten sich vor allem die Grafen von Kleve und die Erzbischöfe von Köln um das Gebiet zwischen Emscher und Lippe. Hinzu kamen noch die Grafen von der Mark, die schließlich den Streit zu ihren Gunsten entschieden. Durch die Heirat Engelberts II. von der Mark mit der Erbtöchter Mechtild von Holten im Jahre 1298 gelangten Burg und Ländchen Holten in märkischen Besitz.

Um es nun gegen die mächtigeren Territorien Kleve und Köln zu sichern, baute er 1307 zunächst die Burg aus, die er auch weiterhin von einer Burgmannengenosenschaft verwalten ließ.

Weil er in Kleve den Hauptgegner sah – denn Kleve hatte 1273 Dinslaken zur Stadt erhoben – gründete auch er aus machtpolitischen Gründen eine Stadt und befestigte sie mit Gräben, Mauern und Türmen. Dann befahl er die Bewohner des umliegenden Landes mit „Poß und Pahl“ in die Stadt, verlieh ihr 1310 die Stadtrechte und machte so die Bauern zu Bürgern. Wir finden deshalb auch in unmittelbarer Nähe zur Stadt keinerlei Ansiedlungen aus ältester Zeit. Mit den wehrpflichtigen Einwohnern, die er in der 1308 gegründeten Schützengilde zusammenfaßte, besaß er zugleich eine standhafte Streitmacht zur Verteidigung seiner Stadt.





Seinen neuen Bürgern kam er sehr entgegen, indem er ihnen verschiedene Freiheiten und Privilegien gab sowie große Schenkungen stiftete. So erhielten die Holtener die Zollfreiheit in klevischen Landen und das Marktrecht sowie 1314 das große Holtener Bruch als Stadtweide. Weiterhin gewährte er den Städtern Gewerbefreiheit, die den Landbewohnern versagt blieb.

Dafür mußten die zuziehenden Neubürger im Bürgereid dem Landesherrn und der Stadt die Treue schwören.

So war aus der kleinen, im Schutze des Kastells entstandenen Siedlung eine befestigte Stadt erwachsen mit allen Rechten und Pflichten mittelalterlicher Prägung.

Die Rivalität zwischen Kleve und Mark endete bald durch die Vereinigung beider Grafschaften, und damit verlor die Stadt ihre Bedeutung als militärischer Stützpunkt in den politischen Kämpfen der Zeit. So wurde Holten 1335 zunächst klevisches Lehen, kam aber nach 1402

endgültig an Kleve und wurde Sitz des klevischen Amtmanns.

Ein Jahrhundert lang war es an die Herren von Loe verpfändet (1447–1557), kam von 1609 bis 1701 unter brandenburgische Verwaltung und blieb bis 1806 bei Preußen, dem es nach dem Zwischenspiel Napoleons 1815 wieder zugeordnet wurde.

Holten durch die Jahrhunderte

Holten war eine Stadt und Festung kleinsten Ausmaßes. Ihr Grundriß ist ein unregelmäßiges Viereck mit vorgelagerter Burganlage. Mauern und Türme, die sie einfaßten, wurden 1780 endgültig geschleift. Sie besaß nur eine 300 m lange Durchgangsstraße mit dem Wald- und Kirchtor. Mehr als 150 kleine Häuser hat sie nie gehabt, die in vier Quartiere eingeteilt waren (Langstraßen-, Waldtor-, Kirchtor- und Bellweyer-Nachbarschaft).

Obwohl sehr abgelegen, hatte das kleine Städtchen viel unter den Wirren der Zeit zu leiden. 1598 eroberten und plünderten die Spanier die Stadt. 1610 wütete die Pest inner-

Kastell Holten, heute Sitz der Bürgerschützengilde von 1308.

halb der Mauern. Beim großen Brand 1631 verlor der Ort mehr als die Hälfte seiner Häuser. Pappenheim belagerte sie – wenn auch vergeblich – im 30jährigen Krieg. Ludwig XIV. ließ sie 1672 besetzen, und im 7jährigen Krieg waren wieder Franzosen lange Zeit ungebetene Gäste hier. Und in den Befreiungskriegen 1813/14 gingen die verbündeten Kosaken auch nicht gerade höflich mit den Holtenern um.

Die Bürger Holtens ernährten sich jahrhundertlang vor allem durch kümmerlichen Ackerbau. Als Hauptgewerbe werden im 18. und 19. Jhd. die Tuchweberei (in Heimarbeit) und die Fuselbrennerei (Wacholderschnaps) genannt, die aber um 1840 eingingen. 1845 werden nur noch eine Tuch- und Miselmanufaktur (Musselin) sowie zwei Jahrmärkte erwähnt. Deshalb war die Armut ständiger Gast in der Stadt.

Erst nach 1850 finden wir die



Männer zumeist als Fabrikarbeiter auf den Eisenhütten in der Umgebung (Sterkrade, Oberhausen). Holten wurde erst aus seinem „Dornröschenschlaf“ geweckt, als 1928 mit dem Bau der Ruhrchemie im Holtener Bruch begonnen wurde. Dieses Bruchgebiet, das für kurze Zeit vor dem Ersten Weltkrieg der

kes durch. 1319 ließ er die Pfarrkirche St. Johannes Baptist bauen. Es ist ein frühgotischer dreischiffiger Backsteinbau, der 1944 zerstört und 1956 wieder aufgebaut wurde (Glasfenster).

Die Gemeinde trat 1596 zur evangelischen Lehre über. Im Gefolge der Reformation wurde schon 1615



Oben: Jüdischer Friedhof an der Vennstraße
Links: Die beiden Kirchen Holtens
Unten: Das traditionelle Stadtwappen



erste Flugplatz Westdeutschlands war, wird in Zukunft wohl ganz von der Industrie eingenommen werden.

Holten gehörte vor seiner Stadtgründung kirchlich nach Walsum. Erst Engelbert II. von der Mark löste das Verhältnis und setzte gegen die Johanniter von Walsum die Gründung eines eigenen Kirchenbezir-

die erste Schule eingerichtet, die älteste unserer heutigen Stadt Oberhausen. Bis 1750 hatte die Stadt fast nur evangelische Einwohner. Erst in der Folgezeit kamen wieder Katholiken in den Ort, so daß 1783 wieder eine katholische Kirche gebaut werden konnte. Sie wurde 1875 durch die heutige Kirche ersetzt.

Holten hatte immer eine kleine jüdische Gemeinde, an die noch der Judenfriedhof (1715) an der Vennstraße und die kleine Synagoge (1856) erinnern. –

Insgesamt ist Holten ein Beispiel für eine Siedlung, die sich durch die politischen Machtkämpfe des Mittelalters vom Dorf zur Stadt wandelte, und die nach dem Abebben dieser politischen Spannungen zurückfiel in ihre dörfliche Struktur. Vielleicht ist Holtens erfolgreiche Teilnahme an dem Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ eine positive Hinwendung zu seiner ursprünglichen Bestimmung in unserer gewandelten Zeit.

10 JAHRE REVIER PARK VONDER- ORT

von
Michael
Steinbach

Zehn Jahre alt wurde der Revierpark Vonderort im vergangenen Jahr, und das „Kind“ hat längst laufen gelernt. Mancher Oberhausener, der im September zur Geburtstagsfeier kam, mag sich daran erinnern haben, wie damals alles angefangen hatte: Die erste Hälfte der Freizeitanlage an der Bottroper Straße, der „Nord- und Sportteil“, war am 18. Mai 1974 eröffnet worden. Bei schönstem Bilderbuch-Wetter hatten sich rund 30.000 Besucher eingefunden um zu sehen, was aus dem ehemaligen Brachgelände an der Grenze zur Nachbarstadt geworden war. Ein Chronist verzeichnete „Volksfeststimmung“ an diesem Tag. Vom Freizeithaus war zu dieser Zeit noch kein Stein zu sehen, das Gebäude auf der südlichen Straßenseite wurde zusammen mit Teilen des Osterfelder Stadtwalds erst im Juli 1975 in den Park mit einbezogen.

Vonderort ist der mittlere in der Reihe der fünf Revierpark-„Brüder“, die vom Kommunalverband Ruhrgebiet und den jeweils beteiligten Städten zwischen 1970 und 1979 gegründet wurden – in Von-



Ein Tag im Revierpark – für alle Kinder stets eine runde Sache.

derort ist der Nachbar Bottrop unser Partner. Die Grundidee: Eine Freizeitanlage, die Erholung im Grünen mit vielfältigen Sport- und Spielmöglichkeiten verbindet und zugleich „Angebote für Angebote“ macht. Der Revierpark stellt Räume und Ausstattung, oft auch Know-how und Werbung zur Verfügung, die Ideen, die Inhalte sollen andere beisteuern – ganz gleich, ob im Verein oder solo. Von daher war Vonderort auch ein Experiment und ist es noch. Was sich hier in einem Jahrzehnt entwickelte, war nicht im voraus planbar, hing von Interessen und Neigungen der Bürger ab. Dar-

um ist nur natürlich, daß Arbeitskreise und Interessengemeinschaften kamen und gingen, manche sich bis heute gehalten haben, andere



Folkloredarbietungen sind immer eine Atraktion für die Besucher.

wieder einschließen. Der Mineralienexperte ist ebenso willkommen wie der Folk-Musiker; wo Rassehunde oder Zierfische ausgestellt werden, feiert am nächsten Wochenende der Schützenverein.

Doch immer hübsch der Reihe nach: Erholung und Aktivität haben an diesem Ort Tradition, denn eigentlich beginnt die Geschichte des Revierparks bereits in den 20er Jahren, ist nach dem zehnjährigen Bestehen bald ein 60jähriges zu feiern. 1925 schloß die damals selbständige Stadt Osterfeld einen Pachtvertrag über ein 32 Hektar großes Gelände ab, auf dem sich ne-



ben einem Buchenwald eine verlassene Sand- und Kiesgrube befand. Sport- und Spielanlagen wurden errichtet und in den Jahren 1927/28 der „Waldhof“ gebaut, der als Vor-

Das Revierpark-Bad aus der Vogelperspektive (freigegeben vom Reg. Präs. Münster, Nr. 2829/84)

läufer des heutigen Freizeithauses jahrzehntlang ein beliebtes Ausflugsziel war. Wie sich die Bilder gleichen: Auch damals spielte dort am Sonntagmorgen die Bergmannskapelle.

Der „Waldhof“ fiel den Bomben des 2. Weltkrieges zum Opfer und in den frühen 50er Jahren versumpften Teile des Parks. 1962 sahen die Dinge bereits wieder freundlicher aus. Die Stadt Oberhausen konnte 23 Hektar nördlich der Bottroper Straße hinzukaufen, und in dem nunmehr größten Erholungsgebiet

der Stadt wurde der Wald saniert, das hoch stehende Grundwasser abgeleitet und Bänke aufgestellt. Wenig später tauchte dann die Idee des Revierparks auf: Hinter der Schlagzeile „Erhält Oberhausen einen Freizeitpark auf Kosten des Ruhrsiedlungsverbandes?“ setzte die Zeitung Ruhrwacht im Mai 1967 noch ein Fragezeichen, dem zwei Jahre später ein Ausrufezeichen folgen konnte.

Dr. Heinz Arno Mittelbach, der verstorbene Dezernatsleiter beim Ruhrsiedlungsverband für den Freizeitbereich, ist als „Vater“ der Revierparks in Erinnerung, ein Konzept, für das in Osterfeld bereits viel Vorarbeit geleistet worden war.

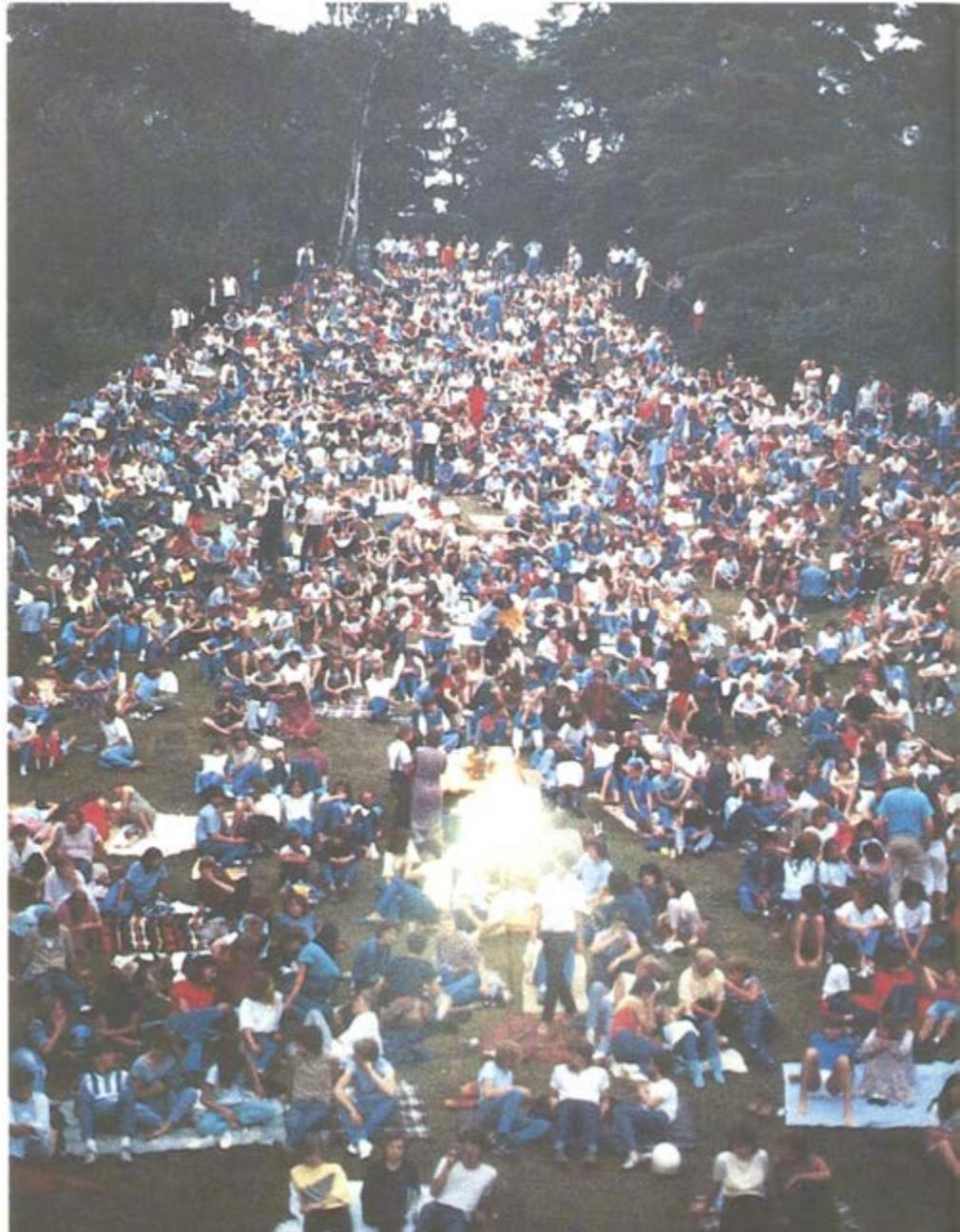


Für Rock- und Jazzkonzerte bietet der Revierpark einen idealen Rahmen.

Laue Film-Sommernächte in der freien Natur haben ihre eigene Atmosphäre.

Und weil ja mehr dabei herauskommen sollte als bloß ein Park, wurde in einem Ideenwettbewerb nach dem besten Gestaltungsvorschlag gesucht. Dieser sah ursprünglich vor, das zentrale Freizeithaus mit einer Brücke quer über die Bottroper Straße auszustatten, die die beiden Parkhälften miteinander verbindet. Auch ein Name war schnell gefunden, man wählte nach der alten Bauernschaft dieser Gegend die Bezeichnung Vonderort. 1971 wurden „Nägel mit Köpfen“ gemacht und die Revierpark Vonderort GmbH entstand, eine Gesellschaft, an der Oberhausen mit 45 Prozent der Betriebskosten und 18 Prozent der Investitionen beteiligt ist. Bei den sieben Millionen Mark an Baukosten, von denen ganz zu Anfang ausgegangen worden war, blieb es leider nicht, bis zur Eröffnung wurden 24 Millionen Mark hineingesteckt.

In den folgenden drei Jahren hatten Baukolonnen, Gärtner und Landschaftsarchitekten das Wort, dabei wurde jedoch nicht der gesamte Osterfelder Stadtwald in das Projekt einbezogen, ein Teil davon verblieb im alten Zustand. Den eigentlichen Revierpark mit einer Größe von 32 Hektar bekam die Bevölkerung erstmals am „Tag der





Aktivitäten für Jung und Alt – der Revierpark bietet für viele Interessen ein großes Angebot mit idealem Rahmen.



offenen Baustelle“ im Juni 1973 bei Freibier und Musik im halbfertigen Zustand zu Gesicht. Und als Edgar Hüttemann, Parkleiter von der ersten Stunde an, ein knappes Jahr später seinen Dienst antrat, lag noch viel Pionierarbeit vor ihm. „Wir haben in einem ehemaligen Parkhüterhäuschen angefangen, da war kein Telefon, kein garnichts . . .“, erinnert er sich. Nachdem der Park mit seiner wichtigsten Infrastruktur, Freizeithaus und Schwimmbad aber erst einmal stand, war der Andrang rasch da. Vier Wochen nach Eröffnung des Bades wurden schon 33.000 Besucher gemeldet, im August war die Viertelmillion über-

schritten und im Februar 1977 mußte die Griechin Julia Salabasiud aus Bottrop als millionster Gast viele Hände schütteln.

Indessen hatten sich bereits die ersten Arbeitskreise gebildet; am Anfang standen Sport und Musik.

Eine Umfrage in der Bevölkerung über Programmwünsche und Bereitschaft zur Mitarbeit gab zusätzliche Orientierungshilfe. Die erste Ferienspielaktion für Kinder brachte im Sommer 1975 mehr junges Publikum auf die Wiese, dem sich seit der Eröffnung des Bauspielplatzes im Oktober des gleichen Jahres weitere Möglichkeiten auftaten. Immer neue Hobbyisten stießen zur Revierpark-Gemeinde: Theater, Bildende Kunst und Rockmusik kamen auf; manchmal gab eine Veranstaltung den Anstoß, aber auch die Suche von Freizeitaktivisten nach Gleichgesinnten brachte die Leute zusammen und die Dinge ins Rollen.

Mit der Zeit bekamen die naturwüchsig entstandenen Kreise, Initiativen und Arbeitsgemeinschaften eine gewisse Struktur: Sprecher wurden bestimmt, die sich in einem Programmbeirat über die Arbeitsbereiche verständigten. Überschneidungen im Angebot sollten damit vermieden werden, doch das zu beackernde Terrain war ja groß genug.

Der Arbeitskreis Musik beispielsweise, der sich neben den Interessengemeinschaften für Folk, Jazz und Rock der Pflege des traditionellen heimischen Musikgutes widmet, organisierte in einem einzelnen Sommer 24 Freiluftkonzerte.

Die Oberhausener Presse verfolgte das Gedeihen des neuen Parks über die Jahre hinweg mit großem Interesse und umfangreicher Berichterstattung.

Die Resonanz der Bevölkerung erkundete der Kommunalverband Ruhrgebiet im Jahre 1978 mit einer eigenen Umfrage (sie erstreckte sich auf alle damaligen Revierparks).



Die neueste Attraktion: die 90 m lange Wasserrutsche

Dabei kam heraus: Die am meisten genutzte Freizeiteinrichtung war der Park für über die Hälfte der an Ort und Stelle befragten Besucher, von diesen wiederum kam jeder vierte durchschnittlich einmal die Woche, sechs Prozent sogar mehrmals in sieben Tagen zur „Grünen Ecke im Revier“. Woher sie kommen, weiß Programmleiter Herbert Wesely: Während es bei den kleineren Veranstaltungen in der Regel die Oberhausener und Bottroper sind, die oft „einfach mal gucken, was hier am Wochenende läuft“, sieht es etwa bei den Sonnenwendfesten, bei Folk-Meetings und Sammlerbör-

sen anders aus. Dann stehen auch etliche Autos mit Wittener, Krefelder, Weseler und Düsseldorfer Nummernschildern auf dem großen Parkplatz am Freizeithaus.

Seit Anfang der 80er Jahre wird versucht, durch Mitmachaktionen, die die Turniere bei Spiel- und Sporttagen allmählich verdrängen, und bei viel Musik unter dem Motto „Singender, klingender Revierpark“, stärker über das Umfeld der Vereine hinaus beim Publikum Interesse zu wecken. Aber auch außerhalb der großen Veranstaltungen tat sich immer wieder neues. So arbeitet der Interessenkreis Heimatkunde die Vergangenheit der Region auf, und seit einiger Zeit ha-

ben sich die Eisenbahnfreunde hier etabliert.

Drei Dinge fehlten noch, um die Freizeit-Palette rund zu machen: Der Veranstaltungs-Pavillon im Südteil kam 1980 hinzu, ein Jahr später folgte die Eislaufhalle und in jüngster Zeit war die Wasserrutsche an der Reihe. Bei der Eislaufhalle – sie allein kostete sieben Millionen Mark, der Stadt aber nur 233.000 – gelang übrigens durch den „Kühlschrank-Effekt“ ein kleines Energiespar-Wunder: Seitdem die Halle in Betrieb ist, verbraucht der Revierpark ein Drittel weniger Heizenergie als vorher. Denn mit ihrer Abwärme wird das Freibad beheizt und verschlingt dadurch erheblich weniger zusätzliche Kalorien. Die im Sommer aufgestellte Wasserrutsche ist die erste in einem Revierpark und mit 90 Metern die längste in ganz Nordrhein-Westfalen. Blau getönter, durchsichtiger Kunststoff gibt der Bahn, die direkt ins Nichtschwimmerbecken des Bades führt, eine „besondere Note“.

In Zahlen liest sich die Zehn-Jahres-Bilanz der verschiedenen Einrichtungen so: Je eine halbe Million Benutzer in Eislaufhalle und Sauna, 600.000 im Solarium, das Freibad kommt auf 3,2 Millionen Gäste, bei den Veranstaltungen des ganzen Jahrzehnts waren insgesamt eine Million Besucher, etwa zehnmals so viele betraten, sei es auch „nur“ zum Spaziergang, das Parkgelände überhaupt einmal.

Soweit das erste Jahrzehnt. Für das zweite hat Parkleiter Edgar Hüttemann schon einen Wunschzettel in der Schublade: Den Badbereich zum „Spaßbad unter Dach“ ausbauen – mit Lichtkuppeldach, weißem Sand, Gegenströmanlage, „Whirl-Pool“ und Palmen. Zusammengefaßt in dem Sichwort „Hawaii-Illusion“, soll der Sport- und Fitnesseteil des Revierparks eine fast perfekte Alternative zum Fernurlaub werden.

100 JAHRE AOK OBERHAUSEN

von Klaus Offergeld

Gesetz, betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter. Vom 15. Juni 1883. „Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden Deutscher Kaiser, König von Preußen, verordnen im Namen des Reichs, nach erfolgter Zustimmung des Bundesraths und des Reichstags, was folgt: A. Versicherungszwang.“ So sollen fortan Personen, „welche gegen Gehalt und Lohn beschäftigt sind“ nach Maßgabe der Vorschriften dieses Gesetzes gegen Krankheit versichert werden.

Knapp zwei Jahre zuvor hatte Wilhelm I. seine als Kaiserliche Botschaft vom 17. November 1881 in die Geschichte eingegangene Thronrede für den Aufbau der Arbeiterversicherung verkündet. Die neue Gesetzgebung, die schließlich am 1. Dezember 1884 Wirksamkeit erlangte, trug – wie sollte es anders sein – die Handschrift des Reichskanzlers Fürst Otto von Bismarck.

Der unbeugsame Preuße stempfte den sozialen Rahmenvertrag durch die Instanzen des Deutschen Reichs, setzte mit gewiefter Taktik seinen Willen gegen eine Großzahl an Widersachern durch, schaffte Mehrheiten in den monarchischen, bürgerlichen und linkspolitischen Lagern des Reichstages.

Niemand wird aus heutiger Sicht ernsthaft bestreiten, daß Bismarck mit dem Krankenversicherungsgesetz eine Säule für den Sozialstaat

schuf. Immerhin signalisierten die preußischen Oberen in der Gesetzgebung erstmals die Bereitschaft zur Schaffung einer Invaliden- und Rentenversicherung, und immerhin räumte man den Gemeinden nunmehr das Recht ein, Ortskrankenkassen zu bilden. Vom 100-jährigen Geburtstag der Allgemeinen Ortskrankenkasse Oberhausen wird in der Folge wiederholt die Rede sein.

Unumstritten war und ist die Bismarcksche Sozialversicherung jedoch bis heute nicht. Zum einen existierten bereits seit Jahrzehnten Hilfskrankenkassen, Fabrikkrankenkassen, Selbsthilfeeinrichtungen und die Knappschaft der Bergleute. Die Ursprünge einige dieser Einrichtungen gehen bis auf 1845 zurück. Zum anderen hielt und hält man dem Reichskanzler politische Hintergedanken vor.

So schreibt Veit Valentin in seiner „Illustrierten Weltgeschichte“ (Bd. IV, Seite 1234): „Aber er (Bismarck) sah ein: dem Arbeiterstand mußte geholfen werden – nur wenn seine wirtschaftliche Lage etwas gesichert war, konnte man erwarten, daß sich der Arbeiter in den Staat als loyaler Bürger einfügen würde. Fürsorge zu politischen Zwecken war also der eigentliche Sinn des großen Versicherungswerks, das durch die kaiserliche Botschaft von 1881 eingeleitet wurde . . .

Die Arbeiterschaft war freilich auf



Bekanntmachung.

Auf Grund des § 16 des Reichsgesetzes, betreffend die Krankenversicherung der Arbeiter vom 15. Juni 1883, ist für die in dem Bezirke der Stadt Oberhausen beschäftigten versicherungspflichtigen Personen eine Ortskrankencasse zu errichten.

Die Verpflichtung, dieser Casse als Mitglieder beizutreten, haben sämtliche im § 1 des Gesetzes bezeichneten, innerhalb des Gemeindebezirks gegen Gehalt oder Lohn beschäftigten Personen, mit Ausnahme

1. der Mitglieder einer auf Grund des Titels VIII der Gewerbeordnung errichteten, den Anforderungen des § 73 des Krankenversicherungsgesetzes entsprechenden Innungs-Krankencasse;
2. der Mitglieder einer auf Grund des Gesetzes vom 7. April 1876 oder auf Grund landesrechtlicher Vorschriften errichteten, den Anforderungen des § 75 des Krankenversicherungsgesetzes entsprechenden Hülfs-Casse;
3. der Mitglieder einer auf Grund des Gesetzes vom 15. Juni 1883 errichteten Betriebs- (Fabrik-) Krankencasse;
4. der Mitglieder einer auf Grund berggesetzlicher Vorschriften errichteten Krankencasse (Knappschafts-Casse).

Das auf Grund des § 23 des Krankenversicherungsgesetzes für diese Ortskrankencasse aufgestellte Statut liegt vom 20. September cr. an 14. Tage lang auf dem Verwaltungsbureau zur Einsicht der Betheiligten offen.

Etwaige Einwendungen gegen den Statut-Entwurf sind innerhalb dieser Frist dem Unterzeichneten schriftlich einzureichen oder zu Protokoll zu erklären.

Oberhausen, den 17. September 1884.

Der Bürgermeister: Schwarz.

der neuen Gesetzgebung angeführt werden. Löhne, die kaum zur Existenzsicherung reichten, lebensgefährliche Arbeitsbedingungen und damit verbunden hohe Unfall- und Krankheitsquoten verlangten nach Absicherung.

Die Leistungen der Ortskrankenkassen beschränkten sich aus heutiger Sicht zunächst auf ein Mindestmaß. So wurde zwar freie ärztliche Behandlung angeboten, eingeschlossen waren zum Beispiel Brillen; im Falle der Erwerbsunfähigkeit gab es Krankengeld in Höhe der Hälfte des ortsüblichen Tageslohnes vom dritten Tag der Erkrankung an – allerdings waren sämtliche Leistungen auf 13 Wochen beschränkt, Karenzzeiten gehörten zur Tagesordnung.

Gleichwohl, die Zeit für den Übergang von fremdverwalteter Versicherung zur eigenen, organisierten,

AOK-Geschäftsstelle Sterkrade

diesem patriarchalischen Weg nicht zu gewinnen. Sie wünschte keine bürokratisch und christlich-plutokratisch belastete Wohltätigkeit, sondern besseren Lohn und kürzere Arbeitszeit, vor allem Freiheit der Meinung und des Zusammenschlusses. Soviel also auch das Bismarcksche Versicherungssystem an Gutem getan hat – politisch stand es unter dem Zeichen der Unterdrückung und wirkte nicht versöhnend, sondern eher verbitternd.“

Soweit die Geschichtsbetrachtung von Valentin, die gewiß nicht die ungeteilte Gegenliebe der Experten findet. Geplant war mit der Bismarckschen Gesetzgebung, diejenigen Arbeiter, die bis dato vom Reichshaftpflichtgesetz bedacht wurden, auf Krankheit zu versichern, einen zusätzlichen Schutz zur Unfallversicherung zu schaffen.

Die soziale Lage der Arbeiter muß als Begründung für die Einführung



selbstverwalteten Krankenkasse und bis zur Errichtung von Ortskrankenkassen war gekommen.

Am 1. Dezember 1884 bezog die Allgemeine Ortskrankenkasse Oberhausen den Raum 5 des Rathauses auf dem Galgenberg. Die monatelange Arbeit zur Fixierung eines Statuts war beendet. Unter dem Vorsitz von Theodor Ziebertz betreute die AOK anfangs 515 Mitglieder, die Einrichtung hatte sich großer Konkurrenz der Betriebskassen zu erwehren.

Aber mit den Jahren wuchs die AOK. 1905 bezog man die ersten eigenen Räumlichkeiten an der damaligen Mauerstraße (heute Otto-Dibelius-Straße) und zählte 3705 Mitglieder; 1915 erwarb man ein Gebäude an der Goebenstraße; 1934 wurden schließlich die Ortskrankenkassen Alt-Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld zusammengefaßt; 1963 wurde die neue Hauptgeschäftsstelle an der Marktstraße fertiggestellt; 1976 das Ge-



AOK Kontor in den 30er Jahren

bäude an der Kolpingstraße; 1980 war das Gebäude an der Westfälischen Straße bezugsreif.

100 Jahre wird die AOK Oberhau-

AOK-Geschäftsstelle Osterfeld



sen in diesem Jahr alt, ein großes Jubiläum für die Krankenkasse, die heute immerhin 73.000 Kunden betreut.

Ein Jahrhundert Geschichte und Entwicklung gibt naturgemäß reichhaltigen Anlaß, bewegte Jahre Revue passieren zu lassen, Schwierigkeiten der Gründerjahre, Nöte der Kriege und der Diktatur, Wiederaufbau und vor allem natürlich Namen, die die Geschichte der Kasse prägten.

Bürgermeister Schwartz unterzeichnete das erste Statut der AOK, das erst nach einem engagierten Schriftwechsel mit der Königlichen Regierung in Düsseldorf, Abteilung des Inneren, sanktioniert worden war. Auf Theodor Ziebertz folgte der AOK-Vorsitzende Zierau. Dem Vorstand der AOK gehörten damals weiterhin Paaßen, Paßmann und als Kassenarzt Dr. Uhlenbruck an.

Im Rathaus bewohnte man mittlerweile das Zimmer 3, eine größere Räumlichkeit.

Als durchschnittlicher Tageslohn weist das erste Statut der Allgemeinen Ortskrankenkasse für „erwachsene männliche Kassenmitglieder 2,50 Mark“ aus, für „erwachsene weibliche Mitglieder 1,50 Mark“. Die wöchentlichen Kassenbeiträge beliefen sich auf 2,0 Prozent des Tageslohnes, seinerzeit wurden Quittungsbücher geführt.

Wenn auch mit dem Bismarckschen Krankenversicherungsgesetz von 1883 der Grundstein für einen wichtigen Schutz der Arbeiter gelegt worden war, so kam es erst mit der Reichsversicherungsordnung (RVO) im Jahre 1911 zu einer umfassenden Neuregelung der Kranken-, Renten- und Unfallversicherung, die jahrelange Reformdiskussion fand ihren Niederschlag in der Zusammenfassung der Gesetze. Übrigens wiederum nicht mit einhelliger Unterstützung des Reichstages.

Eines war jedoch mit der neuen

„Ordnung“ sanktioniert: Die allgemeine Ortskrankenkasse durfte sich nun auch offiziell Allgemeine Ortskrankenkasse nennen. Und noch eines: Die bisherige Einordnung der Mitglieder nach Gewerbezweigen und Berufsarten gab es nicht mehr, es wurden örtliche Abgrenzungen eingeführt. Damit anerkannte man wohl auch die steigende Bedeutung der AOK im Kranken-

versicherungswesen, der Durchbruch war quasi geschafft.

Nicht unerwähnt bleiben darf in der Geschichte der Krankenkasse die dunkle Zeit des Faschismus. Die Hitler-Diktatur nahm sich das Aufsichtsrecht über die Träger der Versicherung. Sie setzte Kommissare ein und hob das wichtige Instrument der Selbstverwaltung auf – das sogenannte Aufbaugesetz vom 5. Juli 1934 zählt zu den bittersten Daten der AOK-Geschichte.

AOK-Hauptgeschäftsstelle Oberhausen



So rasant wie der Wiederaufbau vollzog sich schließlich nach 1945 die Entwicklung der Kasse, die aus der sozialen Krankenversicherung eine Institution der Gesundheitsversicherung werden ließ. Meilensteine der Nachkriegsgeschichte sind sicherlich die Einführung der Lohnfortzahlung, der Beginn der Früherkennungsuntersuchungen sowie der Wandel der ärztlichen Versorgung.

Wenn von der Geschichte der Krankenversicherung bis zum Gesundheitswesen die Rede ist, fällt stets ein Stichwort, das von Anfang an ein integraler Bestandteil der Krankenkasse ist: Die Selbstverwaltung. Ein Stichwort, das Autonomie und Solidarität meint.

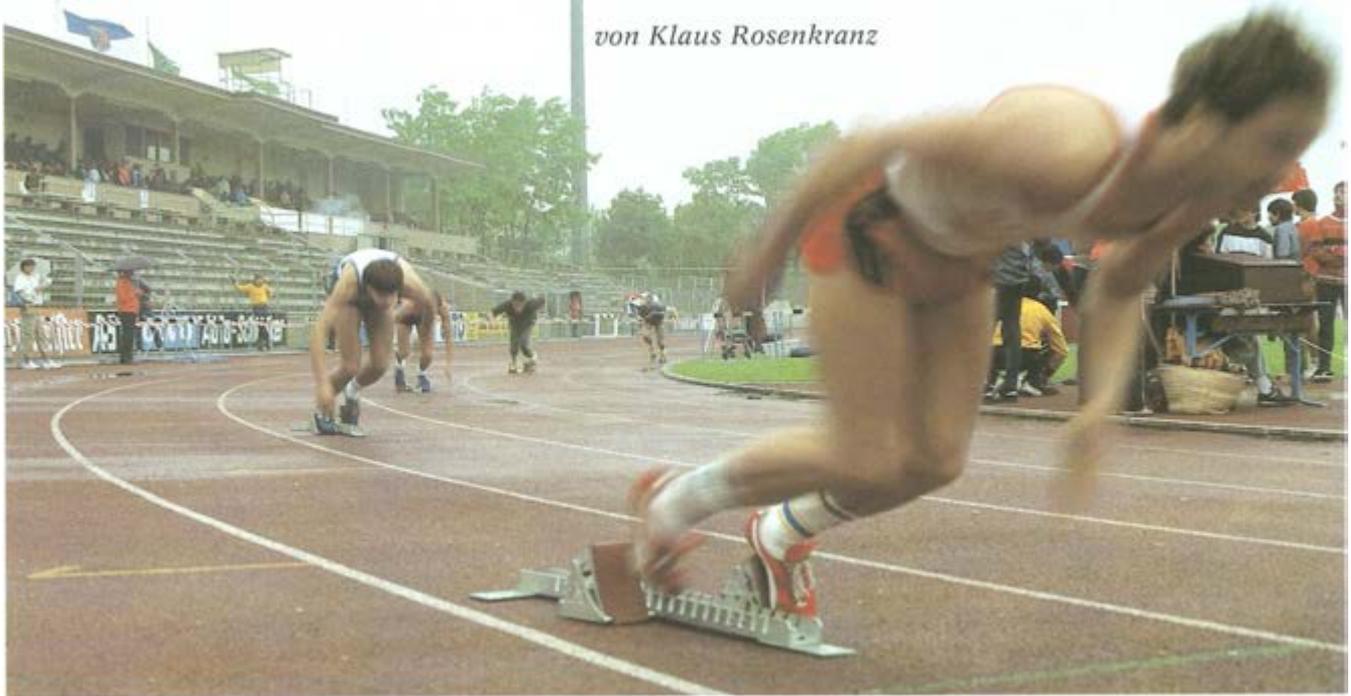
Wenngleich kein Fachmann in den Kassen erkennt, daß es eine vom Staat losgelöste Selbstverwaltung nicht geben kann und wird, so pocht doch jeder zurecht auf den Bestand und die Fortentwicklung der Selbstverwaltung. Die Finanzhoheit blieb stets in den Händen dieses Organs. Und wenn es ums Geld geht, dann scheiden sich bekanntlich die Geister.

Hatte die Verwaltung in der Vergangenheit eher mit sich selbst zu tun, so steht ihre Arbeit heute mehr im Zeichen der medizinischen Entwicklung, die mit enormen Kosten verbunden ist. In Zeiten der Kostendämpfung will die Selbstverwaltung im Rahmen ihrer Möglichkeiten ein Wörtchen mitreden, an dem 100 Jahre alten gemeinsamen Weg soll sich nichts ändern.

Daß die Selbstverwaltung der Allgemeinen Ortskrankenkasse seit Jahrzehnten auch ein Organ der Politik ist, braucht nicht unbedingt ausschweifend erwähnt zu werden. Das Parlament der AOK wird im Abstand von sechs Jahren gewählt; die Oberhausener Vertreter bekommen in diesem Jahr eine weitere große Aufgabe gestellt: das Organisieren der 100-Jahr-Feier.

SCHULSPORT IN OBERHAUSEN

von Klaus Rosenkranz



Das Gefühl war absolut neu für ihn: 92000 Zuschauer standen da auf den Rängen und jubelten ihm bei der Vorstellung zu: Karsten Stolz im August 1984 bei den Olympischen Sommerspielen in Los Angeles im Finale des Kugelstoßwettbewerbs.

Auf den letzten Metern hörte er die Zuschauer nicht mehr; dann trabte er noch eine Ehrenrunde im Olympia-Stadion von Helsinki: Willi Wülbeck im August 1983 bei den Leichtathletik-Weltmeisterschaften, bei denen er – wenige Wochen nach dem Gewinn des zehnten deutschen Meistertitels – erstmals Weltmeister über 800 m wurde.

Gefeiert wurde bis in den frühen Morgen. Die kleinen „Mäuse“, Teenager und viele gerade erst der Schulzeit entwachsen, die Basketballerinnen der SG Osterfeld, waren in die Bundesliga aufgestiegen. März 1983, eine ganze Halle tobte vor Begeisterung.

Diese drei Höhepunkte innerhalb nur weniger Monate haben in Oberhausen Vorgeschichte. Für die Athleten aber, die mit diesen Erfolgen Meilensteine im Oberhausener Sport setzten, war es eine Bestätigung, waren Wut und Tränen, Beharrlichkeit und Geduld ein Teil dessen, was sie prägte.

Eine „Bestätigung“ war es auch

für eine Institution: für den Schulsport, auf dessen Grundlagen diese Erfolge aufbauten. Karsten Stolz, Willi Wülbeck, die Basketballerinnen sind Kinder dieser Stadt, die sich „Wiege der Ruhrindustrie“ nennt. Sie sind in ihrer Leistung Kinder des Schulsports, dessen Wiege zwar nicht in Oberhausen stand, wohl aber kommen dessen Paten aus der Stadt mit dem schiefen „O.“ als Symbol.

Die Männer der ersten Stunde brachten den Schulsport ins Rollen. Gymnastik für Mädchen, Ballspiele und Leichtathletik für Jungen hieß lange Zeit die Devise. Die Zeiten haben sich geändert. Aus der „Turn-

stunde“ von gestern ist das „Lernfach Sport“ geworden, in dem nicht nur die Leistung zählt. Sport ist längst Abiturfach, gleichgesetzt mit Mathematik und Deutsch. Sechs Wochenstunden Sport (als Leistungskurs) haben den Charakter des Faches verändert. Mehr als zehn Jahre, seit es den Schulsport-Wettkampf als landes- und bundesweite Institution gibt, gehört es zu den „regelmäßigen Übungen“ des Kultusministeriums, Oberhausen als Musterbeispiel für die konstruktive Förderung und Weiterentwicklung des Schulsports zu loben. Zu recht! Als der Schulsport noch in den Kinder-(Turn-)Schuhen steckte, gab es bereits Vergleichswettkämpfe in Oberhausen. Früh erkannten die Pädagogen, daß neben Physik oder Musik dem Sport ein großer Stellenwert beizumessen war. Und so versuchten dann auch die Sportlehrer nicht etwa in ihren Sportstunden einen „Sologalopp“, der am Schultor endete; sie setzten sich zusammen, starteten in Zusammenarbeit mehrerer Schulen Waldläufe, brachten unterschiedliche Schultypen auf eine Aschenbahn. Die Konstituierung des Kreisausschusses für den Schulsport sollte zu einem Modellfall werden. Die Zielsetzungen hießen damals wie heute nicht Spitzen- oder Leistungssport, sondern Zusammenarbeit zwischen Schule und Verein, Begegnungen aller Schultypen und Schulformen und letztlich sicherlich auch Talente zu finden und zu fördern.

Der Kreisausschuß Schulsport, dem je ein weiblicher und männlicher Vertreter aller Schulformen, der Fachverbände und der kommunalen Verwaltung angehören, wurde zum Schlüssel des gemeinsamen und fruchtbaren Wirkens.

Die Förderung nach einer „Schulsport-Organisation“ fiel in Oberhausen auf fruchtbaren Boden. Der Gedankenaustausch auf dieser „sportorganisatorischen“ Ebene er-

möglichte bald ganz andere Dimensionen für den Schulsport: die Schulwaldläufe (bei einem lief übrigen Willi Wülbeck seinem späteren Trainer Hans Raff in die Arme); Einzelwettkämpfe, bei denen allein schon der Start im Stadion Niederrhein eine zusätzliche Motivation für die jungen Menschen war. Immer mehr Sportarten schlossen sich mit ihren Fachverbänden den jährlichen Vergleichswettkämpfen an.

Aus dem, was landesweit als „Stiefkind“ Schulsport bedauert, manchmal gar belächelt wurde, entwickelte sich in Oberhausen mit beträchtlichem Tempo die Basis für überdurchschnittliche Leistungen, für Spitzensport.

Zweifellos kam der rasanten Entwicklung die vielfache Verquickung von Lehrer und Trainer zugute. Kinder, die in der Schule durch gute sportliche Leistungen glänzten, wurden in Vereinen zu sportlichen Ausnahmeerscheinungen, weil ihre Lehrer dort Trainer waren.

Vater Stolz z. B. brachte nicht nur Sohn Karsten zu den Olympischen Spielen: aus seinem „Talentschuppen“ im Freiherr-vom-Stein-Gymnasium erwachsen leichtathletische Jugendmeister gleich im Dutzend. Basketball-Trainer Dieter Brauner, der als Mathematik-Lehrer die talentierten „Basket-Ballerinas“ zunächst in einer Schul-Arbeitsgemeinschaft fand, vermittelte seinen Mädchen nicht nur die Grundbegriffe des Spiels mit dem roten Ball. Einige von ihnen sind heute selbst Trainerinnen und Lehrerinnen. Die Stadt Oberhausen forcierte diese positive Entwicklung nachhaltig. Schon im Jahre 1970 stellte sie einen Stadtsportlehrer ein, der die nicht immer leicht zu überschauende Arbeit der Koordination übernahm. Oberbürgermeister Luise Albertz gab den jungen Sportlern dadurch, daß sie selbst die Jahrgangsbesten auszeichnete, eine zusätzliche Motivation.



Mehrfacher Landessieger in der Leichtathletik, Freiherr-v.-Stein-Gymnasium Oberhausen

Doch nicht nur zur Spitze hin wurde gearbeitet. Das Kindersportabzeichen wurde quasi zum „Breitensport-Abzeichen“ der Schulen. Ständig gab es in den letzten Jahren steigende Zahlen von Kindern, die sich das Abzeichen ans Trikot steckten. Zusätzlich wurde für die Schüler ein Flug nach Berlin zur Triebfeder für Leistungen.

Doch nicht die, die in Oberhausen zu den „Initialzündern“ des Schulsport-Gedankens zählen, die Leichtathleten, wurden beim Bundesfinale „Jugend trainiert für Olympia“ die großen Sieger; die „kleinen“ Basketballerinnen des Bertha-von-Suttner-Gymnasiums schafften nach Erfolgen auf Kreis-, Bezirks- und Landesebene im Bundesfinale in Berlin gleich fünfmal den Sprung auf das höchste schulsportliche Treppchen.

Bisweilen mußte Dieter Brauner nicht mehr, wo er hinsehen sollte.



*Vielfacher Bundessieger im Basketball.
Bertha-v.-Suttner-Gymnasium Oberhausen*

nicht schulsporttypischen „Körperertüchtigungen“ etablieren können. Diese Entwicklung macht die Aufgabe für die Schulsport-Organisation nicht leichter. Nicht vergessen werden auch die fälschlich als „Randgruppen“ bezeichneten jugendlichen Sportler, die sich bei Sportfesten für Behinderte oder Sonderschulen als ebenso ehrgeizig und lebensmutig beweisen wie die großen Stars in den großen Arenen.

Die großen Arenen sind es schließlich auch, die den einzigen Wermutstropfen in den sonst so üppig gefüllten Kelch der Freude über den Schulsport in Oberhausen gießen. Denn diese großen Arenen, die von Vereinen wie Bayer Leverkusen, TV Wattenscheid oder LAZ Rhede bevölkert werden, locken die jungen Athleten und unterbrechen so den lokalen Bezug Schule/Verein oder Lehrer/Trainer.

Oberhausen liefert zahlreichen Großvereinen in der näheren und weiteren Umgebung seit Jahren Talente zuhauf. Wülbeck und Stolz, Trapka und Heckel, Lange und Hastenpflug sind nur einige wenige Namen in einer langen Liste von Talenten, die einst ihre ersten sportlichen Geh- und Laufversuche im Oberhausener Schulsport machten, der Stadt und ihren Vereinen aber mittlerweile den Rücken kehrten. Grund zur Trauer besteht indes nicht. Dieses nunmehr weit über zehn Jahre glänzend funktionierende System zwischen Schule und Lehrer auf der einen, Verein und Trainer auf der anderen Seite, läßt auch für die Zukunft an einen neuen Wülbeck oder Stolz glauben. Und die Basketballerinnen setzen ihren Weg in Oberhausen ohnehin intensiv fort, betreiben sie doch mit ihren Spielen, aber auch durch die eigene Trainertätigkeit Eigenwerbung für das Basketball-Spiel.



*Landesfinale im Tennis: Siegerehrung beim
TC Babcock*

Mehrfach nämlich trat er mit zwei Mannschaften in verschiedenen Altersklassen in der alten Reichshauptstadt an.

Auch die Erfolge der Leichtathleten des Freiherr-vom-Stein- und des Novalis-Gymnasiums sowie der Gesamtschule Osterfeld, die auch Geräteturner stellten, warfen in Berlin ein gutes Licht auf Oberhausen. Im-

merhin hatten diese Mannschaften schon in der Qualifikation in Nordrhein-Westfalen als Sieger den Wettkampf verlassen.

Längst ist der Schulsport nicht mehr nur den Leichtathleten oder den Mannschaftssportarten Fußball, Basketball, Handball, Volleyball oder Hockey vorbehalten. Längst haben sich (auch in Oberhausen) Schwimmen, Rudern, Tischtennis, Tennis, eben die früher

Wer die weisse Fahne hisst, stirbt als Verräter!

Wie Oberhausen vor vier Jahrzehnten das Ende des Dritten Reiches erlebte

von Dietrich Behrends

1945 – 1985: Vor vier Jahrzehnten endete der Größenwahn des „tausendjährigen Reichs“ im Feuersturm der Bomben und Granaten der gewaltigen Kriegsmaschinerie der alliierten Streitkräfte. Als die Panzer der Sieger durch die trostlose Trümmerlandschaft rollten, die Oberhausen hieß, war dieses aus tausend Wunden blutende Oberhausen eine tote Stadt; ihr Herz hatte aufgehört zu schlagen. Aber nur für kurze Zeit. Die Menschen krochen aus Bunkern und Kellern hervor und wagten trotz größter Not und harter Entbehrungen, trotz der Trauer um die in fast jeder Familie zu beklagenden Opfer den Neuanfang. Es war ein sonnig-warmer Frühling, der Frühling 1945. Die Ereignisse von damals sind Geschichte geworden, sie markieren einen entscheidenden Wendepunkt in der Geschichte unseres Landes und unserer Stadt. Die Wende vollzog sich im Fall Oberhausen besonders dramatisch, weil das Ende der Naziherrschaft auf unserem Stadtgebiet in Etappen erfolgte – vom 27. März bis 11. April 1945.

Es ist ein erregendes Kapitel unserer Heimatgeschichte.

Am 23. März 1945 entbrannte am Niederrhein eine der gewaltigsten Schlachten des zweiten Weltkrieges.

Mehr als 2000 Geschütze aller Kaliber eröffneten an diesem Tag gegen 17 Uhr auf 40 km Frontbreite ein mörderisches Trommelfeuer auf die deutschen Stellungen zwischen Rees und Voerde.

Vier Stunden später setzten die alliierten Truppen unter General Eisenhower und Feldmarschall Montgomery über den Rhein, die schwache deutsche Uferverteidigung wurde noch in der Nacht an allen Stellen überrannt. Eine Serie von Bombenangriffen verwandelte die Stadt Dinslaken in einen Trümmerhaufen, in dem 800 Menschen starben. Das war der Auftakt zum Vorstoß der Alliierten in das Herz Deutschlands.

Südlich der Lippe drang die 9. US-Armee bei nur schwacher deutscher Abwehr in Richtung Dorsten vor.



1. September 1939: Nach der Übertragung der Führerrede heben Oberhausener auf der Marktstraße den rechten Arm zum „Deutschen Gruß“.

Ein Teil dieser Armee schwenkte aber nach Süden auf das Ruhrgebiet zu, während vom Brückenkopf Remagen aus die 1. US-Armee nach Norden vorstieß. Das Ruhrgebiet, Hitlers „Waffenschmiede“, wurde in die Zange genommen.

Am 25. März meldete das Oberkommando der Wehrmacht aus dem Führerhauptquartier: „An der Rheinfront zwischen Rees und Dinslaken tobt die Abwehrschlacht gegen die dort angreifende 2. englische und Teile der 9. amerikanischen Armee. In einzelnen Abschnitten konnte der Feind, der erhebliche Verluste erlitt, den Rhein überschreiten und in unser Hauptkampffeld eindringen. Im Rücken unserer Stellungen am Niederrhein sind am gestrigen Vormittag die Engländer aus der Luft gelandet. In den gestrigen Mittagsstunden setzten außerdem die Amerikaner zwischen der unteren Lippe und der unteren Ruhr stärkere Kampfgruppen aus der Luft ab ...“

Zum Kampfgebiet erklärt

Mit den Bomben warfen US-Flugzeuge über dem Ruhrgebiet massenweise ein vom alliierten Oberbefehlshaber Eisenhower unterzeichnetes Flugblatt ab, auf dem neben anderen Ruhrstädten auch Oberhausen zum Kampfgebiet erklärt

und die Bevölkerung aufgefordert wurde, „sich sofort in eine sichere Gegend außerhalb des Ruhrgebietes zu begeben“. Von nun an könnten weder Bunker noch Unterstände Schutz gewähren. Das bekamen die Sterkrader zu spüren, die noch am 25. März einem heftigen Bombenangriff ausgesetzt waren . . .

Zwei Tage später besetzten die bei Wehofen aus der Luft gelandeten Amerikaner Holten, Schmachtendorf und Königshardt. Das war die erste Etappe des Kriegsendes auf Oberhausener Gebiet. Die zweite Etappe folgte drei Tage später mit der Besetzung von Sterkrade und Osterfeld. Der Rhein-Herne-Kanal wurde zur quer durch Oberhausen führenden Frontlinie.

Nördlich des Kanals begannen die Amerikaner sogleich mit dem Aufbau einer neuen Verwaltung. Darüber kann man im ersten nach dem Kriege erschienenen Verwaltungsbericht der Stadt folgendes lesen: „Die Amerikaner bestellten Landwirt vorm Walde für die Bezirke Holten und Schmachtendorf, Pfarrer Barchewitz für den Bezirk Königshardt, Stadtoberinspektor Wagner für den Bezirk Alt-Sterkrade und den Stadtamtmann Schäfer für den Bezirk Osterfeld zu Ortsbürgermeistern. Mit vereinten Kräften bemühten sie sich, die Lebensmittelversorgung wieder in Gang zu bringen“.

Über Alt-Oberhausen brausten um diese Zeit noch die alliierten Jagdbomber, schlugen südlich des Kanals die Artilleriegeschosse ein. Hier brach die Versorgung zusammen. Der Kampfkommandant der Wehrmacht, ein Oberst Bremer, forderte die in der Stadt gebliebene Bevölkerung auf, Oberhausen in Trecks zu verlassen. Das aber war zu diesem Zeitpunkt kaum noch möglich, denn zurückflutende Volkssturmvverbände und Nachschubtransporte der Wehrmacht verstopften die Ausfallstraßen in Rich-

tung Süden. Es herrschte ein heilloses Durcheinander.

Mit 8 Millionen Reichsmark

Für die Nazigrößen wurde es höchste Zeit, sich aus dem Staub zu machen. Bezeichnend für deren Auffassung von der bislang lautstark proklamierten Schicksalsgemeinschaft war die zynische Bemerkung des letzten Nazi-Oberbürgermeisters Bollmann bei seinen Fluchtvorbereitungen: „Wenn wir, die Nazis, nicht mehr da sind, soll es drunter und drüber gehen.“

Am 28. März setzte sich die Verwaltungs- und die Parteispitze ab: in Fahrzeugen des städtischen Fuhr-

schon beiden zu heftigen Auseinandersetzungen kam.

Die Spannung im Befehlsbunker wurde noch dadurch gesteigert, daß der Kreisleiter seine Sorgen über die Zukunft des Dritten Reiches im Alkohol zu ertränken suchte. Im Suff ließ er sich zu groben Beleidigungen gegenüber der Wehrmacht hinreißen. Die Folge war ein Befehl des Polizeipräsidenten Vetter an seinen Adjutanten Max Erlat: „Verhaften Sie den Kreisleiter und bringen Sie ihn in das Essener Polizeipräsidium!“

Erlat gelang es, Stiegler aus dem Bunker zu führen und nach Essen



Nach einem Bombenangriff haben ausgebombte Oberhausener ihr gerettetes Hab und Gut zum Abtransport auf die Straße gestellt.

parks und mit 8 Millionen Reichsmark aus den Tresoren der Stadtparkkasse und der Stadtkasse. Auf Anordnung von Bollmann blieb der Beigeordnete Dr. Schnöring mit einer Restmannschaft auf dem Galgenberg zurück.

Tragikomische Züge hat der Abgang des Oberhausener Kreisleiters Stiegler von der politischen Bühne. Der Nazi-„Hoheitsträger“ wollte sich nicht Oberst Bremer unterordnen, weshalb es im Befehlsbunker unter der Abraumhalde der Zeche Concordia an der Alleestraße zwi-

zu bringen. Aber dort hatte man andere Sorgen, als sich um den abgehalfterten Oberhausener Kreisleiter zu kümmern. Stiegler tauchte bald wieder bei der Oberhausener Polizei auf, die sich nach Mülheim zurückgezogen hatte. Auf der Flucht fand er bei Wiedenbrück den Tod.

„Unwürdige Elemente“

„In der Stunde der größten Not unserer Heimatstadt“, erregte sich der kommissarische Kreisleiter und Stiegler-Nachfolger Tenter in einem Ostern (1. April) unterzeichneten

Aufruf „an die Volksgenossinnen und Volksgenossen in Oberhausen“, hätten unwürdige Elemente der verantwortlichen Parteileitung und Behördenleitung ihren ihnen vom Führer anvertrauten Posten schmähdlich und unter erbärmlichen Umständen verlassen.

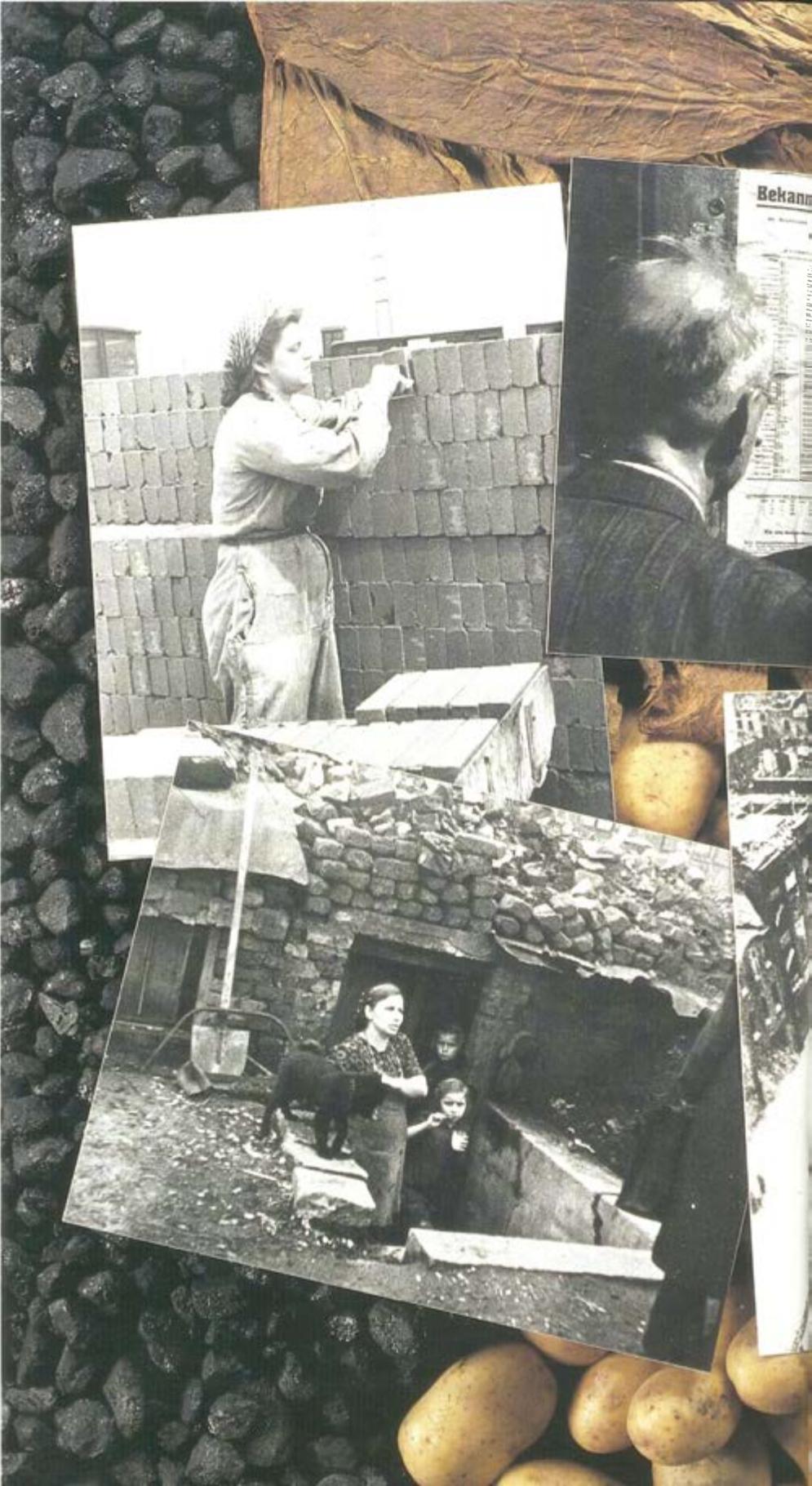
„Die Partei und die Bevölkerung“, so Tenter weiter, „rücken mit Entrüstung von den Feiglingen ab. Sie gehen ihrer Verurteilung durch maßgebliche Stellen entgegen.“ Wer versage und feige sei, verliere Kopf und Kragen, und das ohne Rücksicht auf Rang und Stellung. Tenter drohte auch der Bevölkerung, die das Ende des Kriegswahnsinns herbeisehnte: „Wer die weiße Fahne hißt . . . ist des Todes und stirbt als Verräter.“ Großmaulig behauptete der letzte Hitler-Statthalter: „Oberhausen kapituliert nicht!“

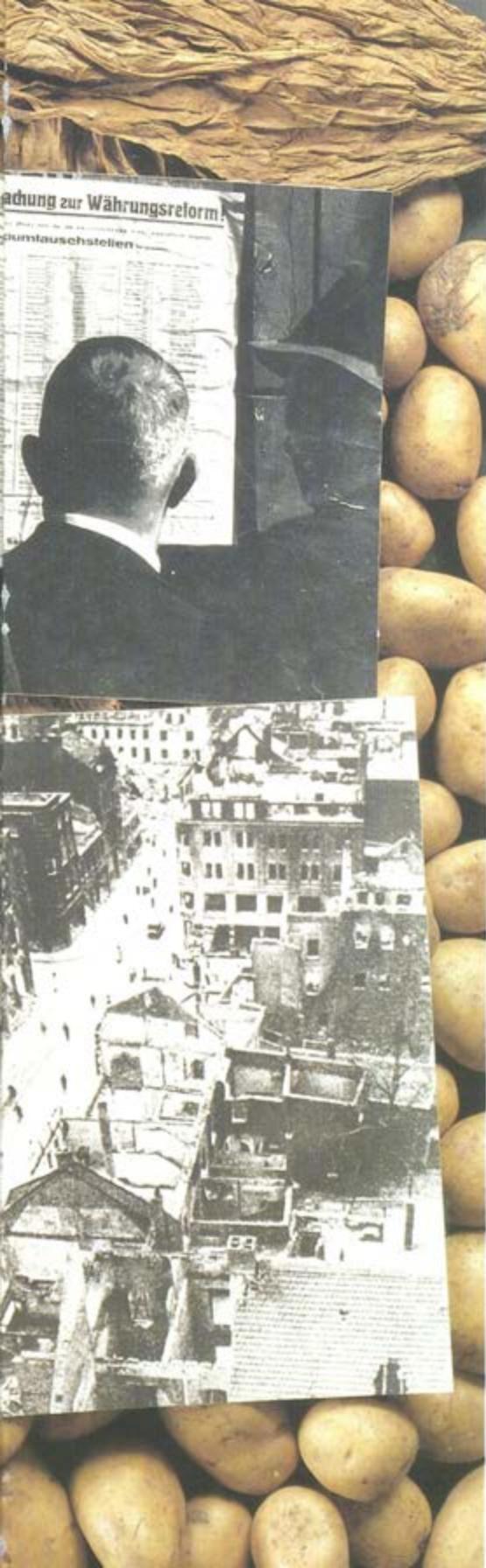
Am 11. April war es doch soweit, war die Nazi-Herrschaft auch südlich der Kanallinie vorbei. Die Amerikaner kamen nicht vom Kanal, wo noch eine dünne Vorpostenkette von Volkssturmluten stand, sondern aus Richtung Frintrop.

Die Sieger zogen die Falkenstein- und Ebertstraße hinunter. Um 11 Uhr hielt der Spitzenpanzer mit Major Lunt an Bord, dem ersten alliierten Stadtkommandanten, vor der Ruine des Stadttheaters. Alt-Oberhausen wurde kampfflos besetzt. Zwei Volkssturmmänner gelten als die letzten „Verteidiger“. Der eine soll, ein Maschinengewehr vor sich, an der Ecke Mülheimer- und Marktstraße gestanden und fassungslos auf die anrückenden Amerikaner gestarrt haben, der andere ergab sich am Hotel Ruhrland. Hier bezogen die Amerikaner Quartier. Auf dem Hotelhof qualmten bald die Kessel der Feldküche.

Ausgehverbot ab 18 Uhr

Major Lunt – er war deutscher Abstammung und sprach deshalb recht gut Deutsch – ließ am Nachmittag im Stadtgebiet Plakate ankleben,





auf denen die Militärregierung unter Androhung schwerer Strafen ein Ausgehverbot ab 18 Uhr verkündete. Erst am nächsten Morgen betrat Lunt das Rathaus, um auch hier das Regiment zu übernehmen. Den ersten Nachkriegs-Oberbürgermeister brachte er gleich mit, den gebürtigen Niederländer Wilhelm Thyssen.

Der bei einer hiesigen Isolierfirma tätige Kaufmann war rein zufällig zu OB-Ehren gekommen: Beim Einmarsch der Sieger hatte ihn ein amerikanischer Offizier am Straßenrand „aufgegabelt“, weil Thyssen sich in englischer Sprache mit den Eroberern verständigen konnte.

Die erste Begegnung zwischen Dr. Schnöring und dem neuen Herrn und Gebieter Lunt vollzog sich, wie der auf seinem Posten im beschädigten Rathaus gebliebene Beigeordnete später erzählte, in durchaus korrekt-höflicher Form. „Sie müssen weiterarbeiten wie bisher“, erklärte der Amerikaner, der bei einer Flasche Wein, um die er gebeten hatte, erläuterte, wie er sich die Verwaltung vorstellte.

Thyssens Freude an seinem OB-Amt von US-Gnaden währte nicht lange. Er bekam Ärger mit den Engländern, die Anfang Juni die Amerikaner als Besatzer ablösten. Weil er sich einem Tommy gegenüber patzig benahm, bezog er Prügel und wurde außerdem noch ins Gefängnis gesteckt. Durch Zahlung einer Kaution in Höhe von 3000 Mark holte ihn seine Frau aus dem Kittchen heraus.

Das schwierigste Problem in dieser turbulenten Übergangszeit vom Chaos in eine feste Ordnung war die fehlende persönliche Sicherheit. Zehntausend ausländische Arbeiter und Kriegsgefangene u. a. aus den Lagern Forsterbruch und der Ruhrchemie, unter ihnen zahlreiche Russen, genossen auf ihre Weise die wiedergewonnene Freiheit. Gewalttaten, Plünderungen und De-

molierungen waren an der Tagesordnung. Im Haus Buschmann (Gastwirtschaft „Zur rheinisch-westfälischen Ecke“) in Eisenheim wurden bei einem Raubüberfall vier Menschen von Russen getötet und zwei schwer verletzt.

Erste Schreibmaschine von Babcock

In dieser Situation kam einer Entscheidung der Amerikaner besondere Bedeutung zu. Am 25. April 1945 – der Krieg war noch nicht beendet – wurde der schon erwähnte, im Bergischen Land in Gefangenschaft geratene Polizeirat Max Erlat zum Oberhausener Polizeichef ernannt. Beim Wiederaufbau der Oberhausener Polizei mußte Erlat ganz von vorn anfangen. Seinen Dienst nahm er in den Trümmern der Polizei-Fahrzeughalle (im Dienstgebäude saßen die Amerikaner) auf. Die erste Schreibmaschine erhielt er von Babcock.

Gleich nach ihrer „Machtübernahme“ im Juni 1945 trafen die Engländer – ihr erster Stadtkommandant in Oberhausen war Major Mitchell – eine andere wichtige personelle Entscheidung: Sie holten den Verwaltungsexperten Georg Kaeßler aus Mülheim als Beigeordneten ins Oberhausener Rathaus. Zusammen mit Dr. Schnöring sollte er die Verwaltung in Gang bringen und sich um die Versorgung der Bevölkerung mit dem Nötigsten kümmern.

„Im Rathaus sah es nicht vertrauensweckend aus“, schilderte Kaeßler später die Umstände, unter denen er am 11. Juni auf dem Galgenberg seinen Dienst begann. „Die Militärregierung mit ihren Stäben und deutschen Mitarbeitern hatte einen erheblichen Teil der Räume requiriert und regierte diktatorisch. Täglich um 9 Uhr warteten Dr. Schnöring und ich vor der Tür des Kommandanten, um Bericht zu erstatten und neue Befehle entgegenzunehmen. Dieses Klima behagt mir

Eine Schublade voll Erinnerungen an die bittersten Jahre der Oberhausener Stadtgeschichte: Das Foto oben zeigt die Friedrich-Karl-Straße (in Richtung Hauptbahnhof), wie sie nach der Enttrümmerung aussah. Der

Bombenkrieg hatte in unserer Stadt 1.3 Millionen cbm Schutt hinterlassen. Mitte rechts das zerstörte Stadttheater.

Die beiden Fotos in der unteren Hälfte dokumentieren das Nachkriegselend in unserer Stadt. Links eine Gruppe notleidender Kinder mit dem damaligen Verwaltungschef Georg Kaefler (im Hintergrund rechts), rechts die in der Sozialarbeit ehrenamtlich tätige Frau Jochem, die ein stark abgemagertes Mädchen stützt, und der englische Schriftsteller Victor Gollancz vor einer primitiven Notunterkunft. In der Mitte Max Erlat, der noch vor Kriegsende mit dem Wiederaufbau der Oberhausener Polizei begann.



Bezugsscheine waren vor 40 Jahren lebenswichtig. Ohne dieses bedruckte Papier gab es weder Vollmilch, Eier, Butter und sonstige Grundnahrungsmittel, noch Bekleidung, Benzin oder Eisen. Da die Zuteilungen bei weitem nicht ausreichten, blühte der Schwarzhandel.

gar nicht; erst später wurde es besser.“

Weil Thyssen gefeuert worden war, mußte sich Major Mitchell nach einem neuen Oberbürgermeister umsehen. Anfang Juli wurde ihm aus Düsseldorf der vom Eichsfeld stammende Diplom-Volkswirt Karl Haendly geschickt.

Mit einem von den Engländern geliehenen Lkw holte Luise Albertz den 1933 von den Nazis zwangspensionierten Beigeordneten Dr. Heinrich Behrends von seinem Ruhesitz Hannover zurück. Anfang Oktober wurde Kaeßler zum Bürgermeister und Dr. Behrends zum Stadtkämmerer ernannt. Als Stadtbaurat vervollständigte Prof. Hetzelt, der vor den Russen aus Berlin geflohen war, und das Kriegsende auf einem Bauernhof im Weserbergland erlebt hatte, die Verwaltungsspitze.

Neue Gemeindeordnung

Damit war das Personalkarussell aber noch nicht zum Stillstand gekommen. Haendly, der nach Meinung der Engländer die Probleme nicht energisch genug anpackte, schied Ende Dezember 1945 aus. Sein Nachfolger als Oberbürgermeister wurde Georg Kaeßler, der bei Einführung der neuen Gemeindeordnung nach englischem Vorbild im Februar 1946 das Amt des Oberstadtdirektors übernahm. Zum ersten ehrenamtlichen Oberbürgermeister bestellte die Militärregierung den Kaufmann Karl Feih.

In diesen ersten Monaten nach dem Ende des Dritten Reichs stand die Verwaltung vor unlösbar scheinenden Aufgaben. In den Straßen lagerten 1,3 Millionen cbm Schutt. Von 48100 Wohnungen waren 23500 im Bombenhagel in Schutt und Asche gesunken. Die Wohnungsnot war neben der kritischen Ernährungslage – es fehlten vor allem Kartoffeln – das schwierigste Problem. Nicht nur, daß die evakuierten Oberhausener zurückströmten, die Stadt hatte auch noch

4000 Flüchtlinge aus dem Osten aufnehmen müssen. Die Bevölkerung mußte zusammenrücken.

Zum Flüchtlingsproblem erklärte Haendly: „Es sind unsere Landsleute, die wir aus menschlichem und christlichem Erbarmen nicht dem Tode auf der Landstraße preisgeben werden; sie werden gepflegt und mit Kleidungsstücken versehen wie unsere eigenen Mitbürger.“ Weil es kaum Baumaterial gab, blieb zunächst nichts anderes übrig, als zumindest die einigermaßen erhaltenen Wohnungen winterfest zu machen.

Mit Beginn des ersten Nachkriegswinters bereitete der Mangel an Heizmaterial den Behörden zusätzliche Probleme. Ungezählte Bäume, von städtischen Arbeitskolonnen geschlagen, wanderten in die Öfen. Behelfsbrücken mußten die gesprengten Kanalbrücken ersetzen. Im März 1946 lief die planmäßige Enttrümmerung an, eine Aufgabe, für die eigens ein Trümmeramt gebildet wurde.

Vorläufer der Selbstverwaltung

Parallel zu diesen ersten bescheidenen Anfängen eines äußeren Wiederaufbaus, der sich zunächst auf ein Aufräumen beschränkte, verlief der Aufbau einer neuen Demokratie. Dieser politische Prozeß wurde von der Besatzungsmacht gesteuert; denn die Engländer waren der Meinung, daß die Deutschen erst zur Demokratie erzogen werden mußten.

Erste Station auf diesem Weg war Anfang Juli 1945 die Bildung eines zwölfköpfigen Bürgerausschusses, der nur beratende Funktionen hatte und in den im November weitere zehn Bürger berufen wurden.

Bald sah sich die Militärregierung veranlaßt, auch die inzwischen zugelassenen politischen Parteien bei der Zusammensetzung dieses Gremiums zu berücksichtigen. Von den 47 Mitgliedern des erstmals am 8. Januar 1946 zusammengetretenen

Bürgerrats, der bereits Beschlüsse fassen konnte, gehörten 15 dem Zentrum, je acht der SPD und der KPD, vier der CDU und zwölf der Gruppe der Stände und Berufe an. Der englische Stadtkommandant bezeichnete dieses Gremium als „Vorläufer der örtlichen Selbstverwaltung, die irgendwann in diesem Jahr gewählt wird.“

Gewählt wurde am 13. Oktober 1946. 82 vH. der Wahlberechtigten machten von ihrem Recht Gebrauch, die Zusammensetzung des ersten frei gewählten Stadtparlaments der Nachkriegszeit zu bestimmen. Das Ergebnis: 22 Mandate für die SPD, 15 für die CDU, vier für das Zentrum und nur noch ein Mandat für die KPD. In der Ratssitzung am 5. November 1946 – als englischer Stadtkommandant fungierte inzwischen Major Robertson – erlebte Luise Albertz ihre erste Wahl zum Oberbürgermeister. Die Weichen für eine freiheitliche und demokratische Selbstverwaltung waren gestellt.

Die Hand gereicht

Für die Befreiung von der Nazi-Diktatur hat Oberhausen einen bitter hohen Preis bezahlen müssen: 2200 Bewohner unserer Stadt, einschließlich Ausländer, verloren bei Bombenangriffen ihr Leben, 4818 Wehrmachtsangehörige kehrten nicht aus dem Krieg zurück, Zahlen, hinter denen sich Tragödien, menschliche Schicksale verbergen.

In diesem Zusammenhang darf eine Bevölkerungsgruppe nicht unerwähnt bleiben, die Opfer des Rassenwahns des braunen Terrorregimes wurden: die jüdischen Mitbürger. Denjenigen, die sich durch rechtzeitige Flucht vor den SS-Schergen in Sicherheit bringen konnten, die Hand zur Versöhnung gereicht zu haben, ist das besondere Verdienst von Luise Albertz. Darüber wird in der nächsten Ausgabe des Jahrbuches ausführlicher zu berichten sein.



„Ein großes Werk ist vollendet. Wuchtig und in markanten Linien zum Himmel strebend, so steht das neue Ruhrwachtgebäude heute vollendet da. Beschlossen in einer Zeit undurchsichtiger wirtschaftlicher Entwicklung ist das Wagnis gelungen. Das Haus, an drei Straßen gelegen, ist so der Mittelpunkt und ein hervorragendes Wahrzeichen der Stadt Oberhausen geworden.“

Diese Zeilen standen „zum Geleit“ in der Festtagsausgabe für den 3. Oktober 1928, mit der Verlag und Redaktion der ehemaligen Zeitung „Ruhrwacht“ ein Ereignis würdig-

ten, das weit über die Grenzen der Stadt hinaus Beachtung fand: Das erste Hochhaus Oberhausens war nach etwa einem Jahr Bauzeit fertiggestellt worden, im vorderen Bereich für das Warenhaus Tietz (später Kaufhof), im hinteren Bereich für die „Ruhrwacht“ mit Verlag, Redaktion und Technik.

Es war schon beeindruckend, was das neue Warenhaus den Oberhausener Bürgern bot. Durch zwei Portale konnten sie in das Konsum-Paradies eintreten; fünf Geschosse dienten allein Verkaufszwecken. Miteinander verbunden wurden sie

durch ein Repräsentationstreppehaus, dessen Stufen mit Eichenholz belegt, während die Wände mit gelbem, schwarzgeadertem Stuckmarmor bekleidet waren.

Der Bequemlichkeit des Publikums dienten ferner zwei Personenaufzüge, die täglich bis zu 10000 Personen befördern konnten. Ganz in hellbraunem Schleiflack gehalten war der Mode-Salon im 2. Stock. Farbtupfer waren dort bewusst vermieden worden, um einen schlichten Hintergrund für Hüte und Putz zu schaffen, die dort ausprobiert werden sollten.

Im 3. Obergeschoß befand sich der Erfrischungsraum mit seinem imponierenden neun Meter langen Bufett und den zahlreichen „mit graziösen Speisekarten besteckten Tischen“.

Ein Blick in die Küche sprach Bände: Dort dominierten Gas und Elektrizität. Alle nur erdenklichen Maschinen waren vorhanden, sogar eine Kühlzelle zur Frischhaltung der Speisen zählte zur Ausstattung.

Lebensmittel wurden im 4. Stock angeboten. Auch dort standen moderne Kühlanlagen, die die von ihnen benötigte Kälte auf elektrischem Wege selbst erzeugten. Dadurch konnte den Kunden volle Gewähr für stets gut gelagerte Ware geboten werden.

Den neugierigen Blicken der Warenhausbesucher verschlossen blieb allerdings der im Keller gelegene Transformatorenraum für die elektrischen Maschinen, der als „Sonne“ des Hauses Licht und Wärme spendete. Allein 3000 Glühlampen wurden von hier aus gespeist; zusätzlich gab es eine vom Netz unabhängige Notbeleuchtungsanlage.

Auch der sogenannte Müllofen stand im Keller. Dort wurden alle brennbaren Abfälle verwertet, der Ofen lieferte Energie für die Kochplatten in den Küchen des Hauses und für die Warmwasserversorgung.

Über allem (der Lagerraum befand sich in der 5. Etage) thronte im 6. Obergeschoß die Verwaltung des Warenhauses, die im Oktober 1928 mit der Gewißheit ins Geschäft ging, in jeder Beziehung auf dem neuesten Stand der Zeit zu sein.

Regierungsbaumeister Otto Scheib aus Köln, der für das Haus mit den „scharfen Ecken“ das Hamburger Chilehaus von Fritz Höger zum architektonischen Vorbild genommen hatte, dachte bei der feierlichen Einweihung in den zwanziger Jahren wohl kaum daran, daß

der prächtige Backsteinbau 56 Jahre später wieder eine riesige Baustelle sein würde.

Im neuen Gewand

Das zwischen Langemark-, Helmholtz- und Paul-Reusch-Straße gelegene ehemalige „Ruhrwachthaus“, einst als Markstein der baulichen Entwicklung Oberhausens gepriesen, geht nach Jahren ohne sinnvolle Nutzung (der Kaufhof war 1961 in seinen Neubau an der Marktstraße gezogen, die „Ruhrwacht“ wurde im Dezember 1967 eingestellt), einer neuen gesicherten Zukunft entgegen. Das Haus, längst unter Denkmalschutz stehend, soll wieder ein architektonisches Schmuckstück der City, wieder ein Wahrzeichen der Stadt werden.

Den schwärmerischen Ideen längst vergangener Zeiten nachzuhängen, war denjenigen Kommunalpolitikern nachgesagt worden, die sich in den letzten Jahren konsequent für die Einrichtung eines Erwachsenen-Bildungszentrums in dem ehemaligen „Ruhrwachthaus“ eingesetzt hatten. Die Verfechter dieser Idee hatten langwierige Auseinandersetzungen in der Kommunal-, z. T. sogar in der Landespolitik durchzusetzen, ehe die Realisierung des Vorhabens angegangen werden konnte, das jetzt wie folgt Formen annimmt: Im Haus der ehemaligen „Ruhrwacht“ werden, wenn die 18000 Tagewerke (für etwa ein Jahr sind täglich 55 Handwerker mit Renovierungsarbeiten beschäftigt) getan sind, die Volkshochschule, die Hauptstelle der Stadtbücherei, das Einwohnermeldeamt und das Ordnungsamt untergebracht werden. Außerdem sollen fünf kleine Fachgeschäfte und ein Restaurant mit Bierlokal zur Anziehungskraft des Hauses beitragen; durch ihre Mietzinszahlungen kommt Geld in den Stadtsäckel.

Wirtschaftlich gesehen waren es harte Zeiten, als 1928 der damalige Neubau des „Ruhrwachthauses“

zum Wahrzeichen der Stadt apostrophiert wurde, der durch seine überragende Größe gleichzeitig die umfassende Bedeutung der „Ruhrwacht“ mit ihren sechs Nebenausgaben (Mülheimer Volksblatt, Sterkrader Volkszeitung, Osterfelder Stadtanzeiger, Bottroper Stadtkurier, Bote für Stadt und Land sowie die Rheinberger Zeitung) dokumentieren sollte.

Oberhausen, die 110000-Einwoh-



Das Ruhrwachthaus im Jahre 1935.

ner-Stadt am Rhein-Herne-Kanal, offerierte damals „Beste Niederlassungsmöglichkeiten für Mittel- und Kleinindustrie“ an dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt des Westens, der u. a. Eisen- und Kohleindustrie von Weltruf vorweisen konnte.

1928, als der Fernschreiber erfunden wurde, als in Berlin das Brecht-Stück „Die Dreigroschenoper“ uraufgeführt wurde, da gab es in der 66 Jahre alten Stadt Oberhausen die Gutehoffnungshütte mit 33000 Ar-

beitern, die Concordia Bergbau AG mit sechs Schächten, drei weitere Zechen, Dampfkesselwerke, Zinkwalzwerk, die Glasfabrik sowie die Ofen- und Herdfabrik.

Günstiges Industriegelände am Kanal und an anderen Stellen wurde potentiellen Investoren in einer Zeitungsanzeige angeboten; stolz war die Stadt u. a. auf den guten Handwerks- und Gewerbebestand, auf die modernen Kauf- und Geschäftshäuser, auf Behörden wie das Polizeipräsidium, das Amtsgericht, die Reichsbankstelle, das Bahnpostamt und das Bergrevieramt.

Ferner konnten neun katholische, vier evangelische Kirchen und eine Synagoge vorgewiesen werden. Für die Ausbildung des Nachwuchses war ebenfalls bestens gesorgt: Da gab es neben vielen weiterführenden Lehranstalten auch Fachschulen wie die Polizeiberufs- und die Bergvorschule.

Was in Anbetracht der „großen Jugend“ der Stadt lange als fehlend betrachtet worden war: Oberhausen hatte als Besonderlichkeit von allen anderen Städten keinen alten Baukern – noch so klein und bescheiden – vorzuweisen, der zur Orientierung der baulichen Entwicklung hätte dienen können. Dafür allerdings war in der letzten Zeit vor dem großen Tag der „Ruhrwacht“ einiges getan worden. Markt- und Friedrich-Karl-Straße blühten durch ihr reges Geschäftsleben auf, die Verwaltung hatte eine große Zahl öffentlicher Gebäude gebaut.

In den Siegeszug der Stadtwerdung paßte das neue „Ruhrwachthaus“ natürlich prächtig. Der Bau selbst hatte die Architekten vor einige Probleme gestellt, weil das Grundstück sehr spitz zuläuft und deshalb nicht besonders günstig für die Ansiedlung eines Warenhauses war. Grundrißordnung und Ausnutzung des Geländes waren ur-



sprünglich anders gedacht gewesen, denn das Hochhaus sollte ausschließlich zu Geschäfts- und Büro-zwecken dienen.

Parallelen zu der damaligen „Nut-

Der Kaufhof (vorher Warenhaus Tietz) hatte sein Domizil bis zum Jahre 1961 in dem damaligen Ruhrwachthaus, er zog dann in seinen Neubau auf der Marktstraße. Jahrzehnte stand das Gebäude leer, nun wird es wieder eine Verwendung finden.

zungsänderung“ lassen sich heute ziehen, denn die Väter der Erwachsenen-Bildungseinrichtung in dem ehemaligen „Ruhrwachthaus“ mußten, wohl der finanziellen Not des Fiskus gehorchend, von ihren ursprünglichen Vorstellungen abgehen. In ihren Wünschen und Forderungen waren die Oberhausener Kultur- und Bildungspolitiker in den 60er und 70er Jahren lange Zeit davon ausgegangen, daß für die Volkshochschule ein angemessener Neubau errichtet wird. Schon 1969 beschäftigte sich eine Architekturklasse der Essener Volkswangschule mit der Planung eines neuen Gebäudes, dies jedoch war reine Theorie und geschah im Rahmen einer Studienaufgabe.

Domizil der

Erwachsenenbildung

Erstmals öffentlich diskutiert wurde eine neue Nutzung des „Ruhrwachthauses“ im Jahre 1977, wobei gleichzeitig der Traum von einer Bildungsschiene City-West (ein langgestreckter Gebäudetrakt entlang der Straße zum Förderturm, der die VHS, die Stadtbücherei und andere Bildungseinrichtungen aufnehmen sollte) beendet war.

Schon ein Jahr später kaufte die Stadt das weitgehend ungenutzte „Ruhrwachthaus“ für einen Spottpreis von 1,4 Mio Mark. Trotz des günstigen Einstandspreises gingen die finanziellen Probleme bei der Schaffung eines Bildungszentrums danach erst richtig los; von der abschließlichen Nutzung des Hauses durch die VHS mußten die Befürworter des Vorhabens schnell wieder Abstand nehmen.

In der Landeshauptstadt mußte sich der Vorsitzende der Oberhausener Mehrheitsfraktion Heinz Schleußer, immerhin auch finanzpolitischer Sprecher der Düsseldorfer Regierungsfraktion, mächtig in Sachen finanzieller Förderung ins Zeug legen. Erst im Jahre 1983 gab NW-Innenminister Dr. Herbert

Schnoor endgültig grünes Licht, er wies den zuständigen Regierungspräsidenten in einem Erlaß an, das Erwachsenen-Bildungszentrum in Oberhausen zu bezuschussen.

Für die Zustimmung aus Düsseldorf hatten die Oberhausener einen hohen Preis zu zahlen, denn das Raumprogramm der Volkshochschule war im Laufe der Jahre erheblich abgespeckt und dadurch den finanziellen Gegebenheiten angepaßt worden.

Mit der räumlichen „Abmagerung“ der VHS stand dann jedoch die Finanzierung des gesamten Projektes. Positiv zu Buche schlägt die Unterbringung der bisher extern angesiedelten Stadtbücherei und des Ordnungsamtes in dem ehemaligen „Ruhrwachthaus“. Da spart die Stadt eine Menge Mietzinskosten und nimmt für die gewerblich vermieteten Flächen gar noch ein. Daß die Kosten für den Um- und Ausbau weit unter den ursprünglichen Vorschlägen liegen, dafür zeichnet ein Siegener Architektenbüro verantwortlich. Manfred Arlt als zuständiger Architekt hatte sich selbst „Daumenschrauben“ anlegen lassen, als er sich vertraglich verpflichtete, die Kostenvorgabe in Höhe von 9,8 Mio Mark (plus 10 vH Sicherheit) nicht zu überschreiten und die Renovierung in einem Jahr durchzuführen.

Im Wort zu bleiben, fiel dem Mann vom Bau deshalb schwer, weil sich die Sanierung der Betondecken und der Fassade als besonders problematisch erwies.

Die Konstruktion mit der teilweisen Verwendung von dem 1928 noch ungewöhnlichen Gußbeton sorgte in jener Zeit noch für Aufsehen (typisch für die damals neue Bauweise ist die Konstruktion des Rathauses).

Mit den im Krieg beschädigten und hinterher nur behelfsmäßig instandgesetzten Betondecken hatten die Bauleute bei der Renovierung

ihre liebe Mühe. Eine bisher nicht praktizierte Methode wurde ausgetüftelt. Etwa 3000 kleine Stahlplatten mußten zur Stabilisierung angelegt werden, zu ihrer Befestigung wurden etwa 6000 Löcher durch den Beton gebohrt.

Hatte die Fassade vor Beginn der Renovierung noch einen gesunden Eindruck gemacht, so zeigte sich bald, was mehr als 60 Jahre Einwirkung von Ruß und Dreck an den Fugen und dem Gestein bewirkt hatten. Obwohl sich das Rheinische Amt für Denkmalspflege an den Kosten der Fassadensanierung beteiligt (für die neuen Sprossenfenster des Hauses entrichtete auch der Landeskonservator einen angemessenen Obulus), mußten erhebliche Mehrkosten aufgefunden werden. Dennoch ließ Manfred Arlt nie einen Zweifel an der Einhaltung der Preisvorgabe aufkommen.

Laut Umzugsplan zieht zuerst das Einwohnermeldeamt in das frisch renovierte Gebäude ein, es folgt das städtische Ordnungsamt. In dem neuen Domizil stehen der Volkshochschule zwanzig Unterrichtsräume sowie ein kompletter naturwissenschaftlicher Arbeitsbereich, ein Foto- und Filmstudio sowie ein Selbstlernzentrum zur Verfügung.

Das attraktive Angebot der VHS und die darauf basierende gute Frequenzierung werden, da sich Rat und Verwaltung der Stadt einig, in dem neuen Erwachsenen-Bildungszentrum zu einer Belebung der City – besonders in den Abendstunden – beitragen.

Die Voraussetzungen dafür sind geschaffen, und so kann auch heute noch der Satz stehen, mit dem Valentin Fuhrmann in der Festtagsausgabe der „Ruhrwacht“ vom 3. Oktober 1928 seinen Artikel „Der Bau als Kunstwerk“ schloß: „Wir können das Haus ruhig und gesichert seiner Zweckbestimmung, die es geschaffen und aufgetürmt hat, anvertrauen.“

FABRIK ALTENBERG

von Volker Strommeinger



1837 wurde im belgischen Liege die „Societe des Mines et Fonderies de Zink de la Vielle Montagne“ gegründet. Hinter diesem Namen verbirgt sich der Ursprung von „Altenberg“; denn die „Zink-Minen- und Schmelz-Gesellschaft des alten Berges“ – so die Übersetzung – wurde auch in Oberhausen aktiv. 15 Jahre später, im Jahre 1852, errichtete sie an der Köln-Mindener-Eisenbahn ein kleines Zinkwalzwerk (Bild), in dem nach einem guten Jahrzehnt bereits 365 Arbeiter und Angestellte arbeiteten. Als „Fille Montang“ eingedeutscht, hat sich der belgische Firmenname neben Altenberg bis heute in Oberhausen gehalten.

Seit Jahren ruhen an der Hansastraße nun schon die Förderbänder, das riesige Schwungrad in der Walzhalle steht still; Zink wird hier schon lange nicht mehr verarbeitet. Doch leblos ist der alte Fabrik-Komplex beileibe nicht. Am 1. Mai 1982 wurde die Fabrik mit dem Fernziel, ein echtes „Bürgerzentrum“ zu schaffen, wieder eröffnet.

Die Resonanz war überwältigend; weit über 8.000 Bürger wurden damals vom Veranstalter „Initiativkreis Altenberg“ (IKA) gezählt. Angesichts der erfolgreichen Arbeit des IKA, der mittlerweile etablierten Jugendberufshilfe und der zwischenzeitlich zur Gewißheit gewor-

denen Aussicht, Hauptsitz des Rheinischen Industrie-Museums zu werden, denkt heute in Oberhausen niemand mehr an den Abriß der alten Hallen.

Vor zehn Jahren sah das ganz anders aus. Das Wort „Finanzkrise“ war noch ein Fremdwort – entsprechend der Planung wäre das Fabrik-Areal nach dem Kauf geplant worden, um einer mehrgeschossigen Büro- und Wohnbebauung – der City-West II – Platz zu machen. Für 23 Millionen Mark wechselte das Areal schließlich den Besitzer. Doch die ursprünglichen Pläne mußten angesichts leerer Kassen aufgegeben werden. Auch der zwei-

te Plan, das Areal mit erheblichen Landeszuschüssen zu einem Bürgerzentrum auszubauen, scheiterte aus diesem Grunde.

Der Beharrlichkeit des Initiativkreises Altenberg und des dem Objekt gegenüber positiv eingestellten Sozialdezernenten Hugo Baum ist es letztendlich zu verdanken, daß eine Notlösung gefunden wurde, die sich in der Folgezeit als praktikabel herausstellte. Jedenfalls blieb Altenberg mangels Masse davon verschont, „kaputtsaniert“ zu werden.

Mitglieder des IKA gingen zuerst ans Werk, bauten mit wenig Geld und vielen Ideen ihr Cafe, Büro- und Gruppenräume aus, um die sich in den folgenden Jahren das Geschehen ranken sollte.

Der Verein für aktuelle Kunst und die Oberhausener Terre-des-hommes-Gruppe und die auf dem Gelände ansässigen Theatergruppen – sie alle investierten in ihre neue Heimat, nahmen Kräfteverschleiß und auch die Frustration in Kauf, daß doch nur ein Provisorium geschaffen wurde.

Auch in der Verwaltung wurde überlegt, wie man dem riesigen Komplex „substanzerhaltend“ zu Leibe rücken könne. Zwei Lösungsmöglichkeiten kristallisierten sich heraus: Da war zum einen die angesichts wachsender Jugendarbeitslosigkeit ins Leben gerufene Jugendberufshilfe, zum anderen gab es aber auch eine Fülle versierter, aber arbeitsloser Handwerker, die über Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen auf das Gelände geholt werden konnten.

Seit das Land erste Zuschüsse für Sachmittel zur Restaurierung bereitgestellt hat, sind beide Gruppen mit der Restaurierung „von innen heraus“ beschäftigt. Gewichtigen Anteil an dieser Weiterentwicklung hat das Ministerium für Landes- und Stadtentwicklung. Es fördert nicht nur einen Sport- und Spielbereich mit Modellcharakter, sondern

hat auch 1,5 Millionen Mark für den sozio-kulturellen Bereich in Aussicht gestellt.

Wie sieht man in Altenberg die weitere Entwicklung? Karin Dörbaum, die Vorsitzende des Initiativkreises Altenberg, charakterisiert die Situation seit dem Einzug der Jugendberufshilfe und der Entscheidung des Landschaftsverbandes, in Oberhausen den Hauptsitz des Industriemuseums einzurichten, so: „Wir mußten unser Inseldasein aufgeben und uns den neuen Gruppierungen stellen.“

Anfängliche Berührungängste mit der einem Wirtschaftsunternehmen nicht unähnlichen Berufshilfe seien abgebaut. Kooperation und Hilfestellung seither möglich. Beide Gruppen sehen, was es auf dem Gelände zu tun gibt, und wer hier ständig arbeitet, geht pragmatisch an die Sache. War denn ursprünglich nicht etwas ganz anderes geplant – ein Zentrum, das den Querschnitt der

Oberhausener Bevölkerung präsentiert? Der Traum von einem solchen Bürgertreff ist ausgeträumt. Und den IKA, der ursprünglich auf diese Vielfalt gesetzt hatte, plagen heute andere Sorgen: „Wir müssen um den status quo – eine gerechte Aufteilung der vorhandenen Räume – kämpfen.“ Probleme macht dem IKA insbesondere die Zusammenarbeit mit dem Museum, und Vertreter des Landschaftsverbandes taten bislang wenig, diese auszuräumen.

Ist der Partner Landschaftsverband zu mächtig? Dezernent Hugo Baum versichert, daß der IKA als eine tragende Säule seinen bisherigen Stellenwert behalten wird. Um 15 Jahre soll der Nutzungsvertrag verlängert werden – eine beruhigende Zeitspanne.

Ob dann der IKA noch so arbeitet wie heute? Das bisher auf Plenum-

Cafe Altenberg, ein Zentrum der Kommunikation.





und Gruppenarbeit basierende Modell könnte schon mit der anstehenden Sanierung „Risse“ bekommen. Zwar hat sich der Initiativkreis bei Minister Christoph Zöpel ein entscheidendes Mitspracherecht für die Verwendung der angekündigten Mittel erkämpft und wird zweifelsohne die Sanierung in kleinen Schritten vorantreiben, doch droht nicht mit der Perfektionierung der Räumlichkeiten auch eine ähnliche geartete Zentrumsarbeit? Für den Dezernenten ist es keine Frage, daß nach dem Ausbau Professionalität gefordert ist, weshalb hauptamtliche Kräfte eingestellt werden müssen.

Karin Dörbaum sieht dies differenzierter. Ihrer Meinung nach begibt sich der IKA auf eine Gratwanderung, bei der höllisch darauf geachtet werden muß, daß die Zentrumsarbeit nicht zum reinen „Verwaltungsbetrieb ohne Platz und Zeit für andere, kreative Dinge“ degeneriert. Andererseits bietet diese Lösung für jene, die heute schon einen Großteil ihrer Arbeitskraft investieren, endlich die Möglichkeit einer halbwegs angemessenen Bezahlung.

Bei der Übernahme kleiner, überschaubarer Aufgaben soll die Ehrenamtlichkeit in jedem Fall erhalten bleiben.

Die Voraussetzungen für eine konstruktive Arbeit sind im IKA derzeit gut. In den verschiedenen Projektgruppen haben sich feste Mitarbeiterstämme gebildet, denen klar ist, „daß Altenberg nicht nur eine Spielwiese zur Selbstverwirklichung ist.“

Keinesfalls als „Spielwiese“ ist die Jugendberufshilfe anzusehen, die im September 1983 nach Altenberg kam. Neun Ausbilder, drei Sozialpädagogen, je Lehrer und Verwal-



Konstruktive Arbeit leistet die Jugendberufshilfe in und für Altenberg.



tungskräfte sorgen sich um die Ausbildung von jährlich etwa 100 Jugendlichen. In den Tischler-Werkstätten, bei den Teil-Zurichtern, den Hauswirtschafterinnen oder im Garten- und Landschaftsbau herrscht reger Betrieb, der sich nicht nur in einer fortschreitenden Gestaltung des Altenberg-Geländes äußert. Auch außerhalb des Fabrikgeländes werden Kolonnen der Berufshilfe aktiv – so sind 16 Jugendliche seit Juli 1984 dabei, unter Anleitung das Gebäude für das Osterfelder Karl-Marx-Seminar zu sanieren. Konkurrenz für das heimische Handwerk? Dezernent Hugo Baum verneint dies, denn tätig würde die Jugendberufshilfe nur da, „wo wir ohne verzerrten oder ruinösen Wettbewerb gegenüber dem Handwerk in ausbildungsrelevante Projekte einsteigen können.“

Daß man nicht „für den Müll“ produzieren wolle, erklärte auch der Leiter der Jugendberufshilfe, Hans

Hoffmann. Die bisherige Ausbildungsarbeit gibt Hoffmann recht. Jene Betriebe, die einen Jugendlichen als Auszubildenden oder Praktikanten übernahmen, bestätigten durchweg ihren hohen Kenntnisstand. Andererseits sind die Jugendlichen gern in Altenberg; dies läßt sich nicht nur aus der Tatsache ableiten, daß sie ihren eigenen Sportverein gegründet haben.

Die große „Unbekannte“ im Konzept ist derzeit noch das Museum. Zwar steht mit Dr. Walter Sölter bereits der erste Direktor fest, doch abgesehen von einem vorläufigen Konzept, dem Aufbau eines alten über 250 Tonnen schweren Nickel-Warmwalzwerkes und der Raumverteilung sind noch viele Fragen offen. Einig sind sich alle Beteiligten bislang in dem Bemühen um ein „lebendiges“ Museum. Das heißt: Die große Walzhalle wird nicht zum Schrottlager. Statt dessen soll neben der Präsentation alter, funktions-

Unter fachkundiger Leitung werden jährlich 100 Jugendliche auf ihren künftigen Beruf vorbereitet.

tüchtiger Maschinen, die „das eine oder andere Souvenir prägen könnten“ (Baum), unter Einbeziehung des Altenberg-Umfeldes (Gustavstraße) ein Stück lebendiger Wirtschafts- und Sozialgeschichte geschrieben werden.

Man darf auf das Ergebnis gespannt sein und auch darauf, ob die unterschiedlichen Interessen „unter einen Hut“ zu bringen sind. Es wäre schade, wenn der IKA in den kommenden Verhandlungen von den beiden anderen, straff organisierten und wirtschaftlich wesentlich stärkeren Partnern trotz vertraglicher Absicherung ins Abseits gedrängt würde. Hugo Baum hat da vorgebeugt: Die Stadt – das vierte Bein – wird als Besitzer in kritischen Fällen ein entscheidendes Wort mitreden.

Exotisches blüht in Oberhausen

von Martina Schlingmann

Es sind keine Schönheiten, eher unscheinbar mit ihren dicken, spröden, matt grünen Blättern. Doch wenn sie aus ihrer Aschenputtel-Hülle ausbrechen, wenn sie aus



kleinen Knospen feine, farbenprächtige Blüten treiben, dann werde sie zu Prinzessinnen der Blumenwelt. Die Rede ist von „Knabenkraut-Gewächsen“, landläufig bekannt als Orchideen.

Ihre hauchdünnen Blütenblätter sind schneeweiß, gesprenkelt oder gestreift, leuchtend rot oder gelb, zart rosa, lindgrün, schimmern in einem hellen Braunton oder, oder.

Kurz gesagt, es gibt rund 30 000 natürlich vorkommende Arten und Formen dieser Pflanze. Dazu kommen noch weit mehr als 60 000 durch Züchtung entstandene Kreuzungen, sogenannte Hybriden.

Auf der Fensterbank hat sie ihren Ursprung. Nicht die Orchidee: die stammt aus tropischen und subtropischen Erdteilen und wächst dort an Bäumen. Aber die Begeisterung des Oberhauseners Wilhelm Baumann für diese Pflanzenfamilie begann im heimischen Wohnzimmer und ließ den Beamten der Oberhausener Stadtverwaltung inzwischen zu einem wahren Orchideen-Profi werden. Vor zwölf Jahren schenkte ihm Freunde einige der damals noch sehr teuren floristischen Stücke. Er wollte sich informieren, entdeckte in einer Broschüre, daß man Orchideen selbst kultivieren kann, und er versuchte sein Glück.

„In meinem Heftchen stand, Blüten und Blätter sollten mehrmals täglich eingesprüht werden. Das habe ich nach Kräften getan,“ erinnert



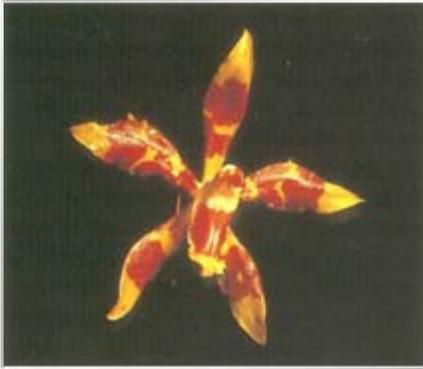
Wilhelm Baumann sich heute. „Leider hatten die Autoren zu erwähnen vergessen, daß die Pflanze bis zum Abend abgetrocknet sein muß. Meine waren natürlich ordentlich naß und am nächsten Tag kaputt.“



Diese Niederlage wollte er nicht hinnehmen und wandte sich an die Deutsche Orchideen-Gesellschaft. Der Erfolg: Mit fundiertem Wissen ausgestattet, gelang die „Kultur“ auf der Fensterbank, die schon bald

vor bunter Blütenpracht überquoll. Also zog Wilhelm Baumann mit seinem Hobby in seinen Garten, wo er ein zehn Quadratmeter großes Gewächshaus aus Aluminium baute. Das war schon nach zwei Jahren

für die inzwischen auf stattliche 400 Pflanzen angewachsene Sammlung zu klein. Sie brauchte ein neues Domizil und konnte schließlich in eine 35 Quadratmeter große Eigenkonstruktion umziehen.



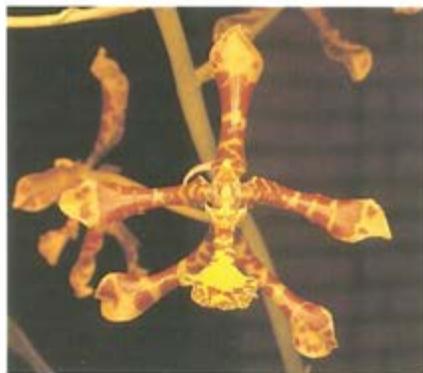
„Ich bin froh, daß ich so viel Platz habe. Dennoch habe ich mir selbst Grenzen gesetzt. Die verschiedenen Kulturbereiche – kalt, temperiert, warm – sind nicht in einem Gewächshaus miteinander zu vereinbaren. Deshalb ziehe ich nur Orchideen, die Temperaturen von 15 bis 22 Grad brauchen.“

Inzwischen stehen aber bereits 1500 Pflanzen dicht gedrängt in ihren Blumentöpfen auf den Tischen in dem gekachelten „Tropenhaus“.

Orchideen sind teuer. Diese Erfahrung mußte Wilhelm Baumann immer wieder machen. Dann kam ihm der Gedanke, es doch selbst einmal mit Züchtungen und Kreuzungen zu versuchen. Zunächst hat er Samenkapseln seiner Orchideen bei einem Fachmann aussäen lassen; denn der Akt der Fortpflanzung der Blütenträger ist äußerst kompliziert. Dann baute er sich sein eigenes Aussaatlabor im Keller.

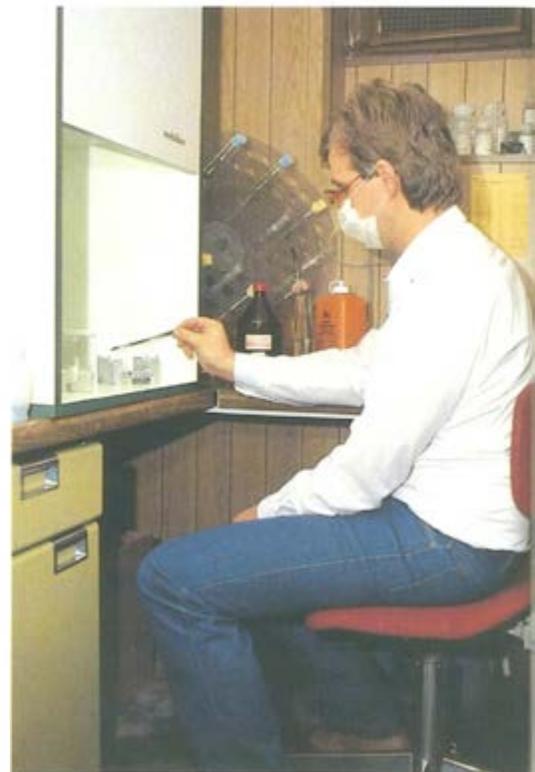
Dort sitzt er jetzt mit Mundschutz, Kittel und Handschuhen zwischen unzähligen Glas-Containern und hantiert überaus vorsichtig mit seiner Pipette. Denn sollen junge Orchideen-Pflänzchen heranwachsen, sind sterile Bedingungen nötig. Der desinfizierte Samen muß unter einem gefilterten Luftstrom auf einen Nährboden aus Zucker gebracht werden. Kommen Bakterien und Pilze hinzu, überwuchern sie den Samen, und er verdirbt.

Läuft jedoch alles seinen keim-



freien Gang, dann wachsen schon bald zart-grüne Pflänzchen heran. Sind sie zwei bis drei Zentimeter groß, werden sie aus dem Glas in Orchideen-Erde aus Rinde und Styropor gesetzt.

Bei einem Züchtungsprozess lassen sich natürlich auch verschiedene Gattungen miteinander kreuzen. Wilhelm Baumann hat schon mehrere „Kreationen“ im internationalen Katalog der „Royal Horticultu-



ral Society“ registrieren lassen. Die Familienmitglieder standen dabei „Pate“.

So gibt es die nach der Tochter benannte „Wilsonara Vanessa Baumann“ und die auf den Sohn zurückgehende „Odontioda Raffael Baumann“. Ehefrau Elisabeth fand kürzlich ihren Namen in einem thailändischen Katalog wieder. Dort war die „Odontonia Elisabeth Baumann“ abgebildet.

Schon längst sind die Orchideen kein reines Hobby mehr für Wilhelm Baumann. Seine Züchtungen werden bereits in einem Duisburger Spezialgeschäft verkauft. Außerdem ist inzwischen ein eigenes Gewerbe angemeldet, so daß schon bald ein – im wahrsten Sinne des Wortes – blühender Handel beginnen wird.

Der 32jährige weiß, daß dadurch die Freizeit immer geringer wird,

denn schließlich steht auch immer noch der tagtägliche Job bei der Stadtverwaltung an. Er ist jedoch froh, in seiner Frau eine ebenfalls von den Blütenpflanzen begeisterte Stütze gefunden zu haben. Sie kümmert sich um den „behördlichen Teil“ der Orchideenzucht, und der ist gar nicht so unkompliziert.

Das „farbenfrohe“ Geschäft ist international. Die Baumanns haben Kontakte zu Orchideen-Liebhabern in aller Welt und verschicken die Kellerzuchtungen in aller Herren Länder. Dafür ist aber ein Gesundheitszeugnis nötig. Also steht für Elisabeth Baumann immer eine Fahrt zum Pflanzenschutzamt am Düsseldorfer Flughafen an, bevor die Orchideen-Nachkommen – gut verpackt – ihre Reise ins Ausland antreten.

1790 kam die erste Orchidee nach Europa. Kurz darauf gelang es erstmals in England, eine Pflanze zum Blühen zu bringen. Für Wilhelm

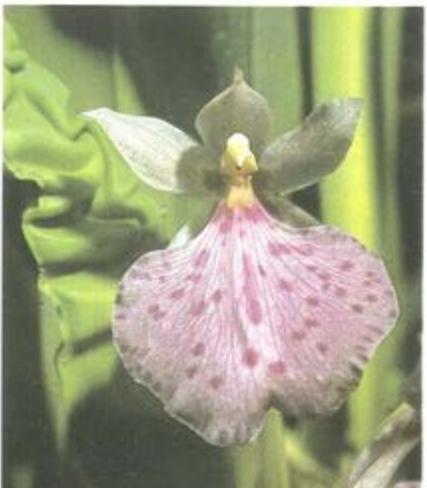
Baumann ist heute die Zucht der Orchideen die wichtigste und dringlichste Aufgabe. „Die Pflanzen stehen in ihren Heimatländer zwar unter Naturschutz. Dennoch ist zu fürchten, daß sie irgendwann aussterben.“

Er möchte möglichst viele neue Liebhaber finden. Wissenswertes über die Orchideen vermittelt er in Fachpublikationen und in einer Arbeitsgruppe im Revierpark Vonderort. Bislang zählen dazu 28 Mitglieder, die sich per Dia oder an lebenden Anschauungsobjekten über die Knabenkrautgewächse informieren. „Jedermann ist dort willkommen,“ versichert Wilhelm Baumann.

Übrigens sei es ganz einfach, Orchideen auf der Fensterbank zu halten. Wer ein bißchen Gefühl für Pflanzen, wer also einen „grünen Daumen“ habe, dürfte bei richtiger Pflege mit farbenprächtigen Blüten belohnt werden.

Der Fachmann gibt gern einige Tips: Orchideen lieben Licht, mögen aber keine Sonnenstrahlen, die durch Glasscheiben auf sie brennen. Ein Jalousie oder etwas Seidenpapier bieten hervorragenden Sonnenschutz. Die Pflanzen brauchen viel Feuchtigkeit, dürfen aber niemals zu naß werden: denn dann besteht Gefahr, daß der Pflanzstoff fault.

Übrigens: Die Orchideen bevorzugen Regenwasser.





Brief aus Middlesbrough

Lieber Hajo!

Fast auf die Sekunde genau erreicht der „InterCity 125“ Darlington, eine Stadt, die jeder Eisenbahn-Fan kennt, weil hier Eisenbahngeschichte geschrieben wurde: unter der Leitung von George Stephenson entstand zwischen Darlington und Stockton die erste Personeneisenbahn der Welt (1821–1825), und hier gründete Stephenson im Jahre 1823 die erste Lokomotivfabrik der Welt. „Der Adler“, die erste Lokomotive der ersten deutschen Eisenbahn, der Ludwigseisenbahn Nürnberg-Fürth, stammte aus diesem Werk. Wer sich für Eisenbahngeschichte interessiert, hätte in York aussteigen müssen; denn dort befindet sich das berühmte „National Railway Museum“, wo es eine umfassende Sammlung historischer Lokomotiven aus ganz Großbritannien zu bewundern gibt.

Doch ich komme ganz vom Thema ab; ich habe wohl in meiner Kindheit zu viel mit meiner Märklin-Eisenbahn gespielt.

Wir haben es also geschafft: in weniger als eineinhalb Minuten haben 33 Personen mit je zwei Gepäckstücken den Zug verlassen. Jetzt sind wir wohl Weltmeister im Aussteigen! Ob diese Rubrik schon im Guinness-Buch der Rekorde geführt

wird? Auf dem Bahnsteig rennt ein Junge, völlig außer Atem, aber freudestrahlend, auf mich zu und nennt mir die genaue Sekundenzahl. Eine Runde ist fällig! Der Zugschaffner, ein älterer, grauhaariger Inder, lächelt und spendet uns winkend Beifall. Er wollte uns eine zusätzliche Minute einräumen, und nun hatten wir nicht einmal den planmäßigen Aufenthalt ausgeschöpft. Was soll's? Gute Organisation, gesunde Wettkampfstimmung und lockender Lohn haben ihre Wirkung nicht verfehlt.

Robert Pettigrew, Jugendpfleger in County of Cleveland, Robert Steel, sein Stellvertreter, und Wilf Ward, der Busunternehmer, begrüßen uns und führen uns zum Bus, der zu unserer Überraschung den Namen unserer Heimatstadt trägt:



„Oberhausen“. Typisch Wilf Ward, der aus seiner Begeisterung für den Jugendaustausch zwischen Middlesbrough und Oberhausen keinen Hehl macht! „Eine tolle Gelegenheit für unsere Jugend, einmal zu sehen, wie andere Leute leben, Freundschaften zu schließen, die hoffentlich lange dauern!“ Er ist ein sehr netter Kerl, der es sich nie nehmen läßt, die Oberhausener Gruppe persönlich zu empfangen und auch wieder zu verabschieden, selbst wenn es im ölverschmierten Arbeitsanzug ist. Ich lernte ihn 1962 kennen, und als ich ihn 1964 zum zweitenmal traf, war ich überrascht zu hören, daß er recht ordentlich Deutsch sprach. Er hatte sich zwischenzeitlich Schallplatten und Bücher gekauft und hatte begonnen, Deutsch zu lernen. „Es frustrierte mich, daß ich nicht in der Lage war, Leute, die ich beförderte, zu verstehen, geschweige denn mich mit ihnen zu unterhalten“, erklärt er seinen Entschluß, der eine sehr begrüßenswerte Konzession darstellt, die leider nur von wenigen Engländern gemacht wird. „Ich wäre stolz“, so sagte 1981 am Abschiedsabend der deutschen Gruppe der Bürgermeister von Middlesbrough, „wenn unsere Jugendlichen bei ihrer Abschiedsvorstellung in Oberhausen

ihr kabarettistisches Programm auf Deutsch vortragen könnten, wie jetzt die deutschen es hier in nahezu fehlerfreiem Englisch vortragen.“ Es tut gut zu hören, daß unsere Bemühungen anerkannt werden, nicht als selbstverständlich abgetan werden mit dem Hinweis, Englisch sei nun einmal die anerkannte Welt-sprache, und nicht Deutsch. Immer wieder trifft man Engländer, die sich entschuldigen, nicht die Sprache des Gastes sprechen zu können; aber selten findet man welche, die – wie Wilf Ward – einen Teil ihrer Freizeit dazu nutzen, deutsche Vokabeln, deutsche Redewendungen und deutsche Grammatik zu pauken. Man muß allerdings manchem Deutschen den Vorwurf machen, Versuche von Engländern, Deutsch zu sprechen, schon im Ansatz zu ersticken. Mrs. Hurt, die als Jugendpflegerin der Stadt Middlesbrough nahezu zwanzig Jahre – ich glaube von 1953 bis 1973 – für den Jugendaustausch verantwortlich war, beklagte sich mir gegenüber einmal, daß sich deutsche Jugendliche immer wieder darüber lustig machten, wenn sie einmal ein Substantiv mit dem falschen Artikel verband oder wenn sie einmal mit den Fällen durcheinanderkam, was sie schließlich veranlaßte, nicht mehr Deutsch zu sprechen. Schade, aber verständlich. Ich kann mich nicht erinnern, jemals einen Engländer erlebt zu haben, der sich über die recht zahlreichen Fehler englischsprechender Deutscher lustig gemacht hat. Wir sehen also, nicht nur Zugeständnisse, sondern auch Toleranz und Verständnis sind erforderlich, wenn ein Austausch sinnvoll und erfolgreich verlaufen soll.

Der Bus verläßt Darlington. Ich steige zu Bob Pettigrew ins Auto; er möchte mit mir noch Einzelheiten des Programms besprechen. Hoffentlich hat er nicht wieder so einen Knüller wie 1979 drauf, als er mit mir schnurstracks ins Studio von

BBC – Radio Cleveland fuhr und ich mich plötzlich mit drei Engländern in einer kleinen gläsernen Kabine befand und einen Interviewpartner in der Live-Sendung „Topical Events and People“ (Themen und Leute vom Tage) abgeben durfte. Mein Gott, war ich nervös! „Hoffentlich verstehe ich überhaupt die Fragen“, war meine größte Sorge; denn wer auf der Schule und Uni Englisch gelernt hat und dann in die Gegend von Middlesbrough fährt, kommt ganz schön ins Schleudern. Zu oft schon hatte ich an Theken nordenglischer Pubs gestanden und von dem, worüber sich die neben mir stehenden Engländer unterhielten, nur einen Bruchteil verstanden. Man benötigt schon ein Speziallexikon wie „The Yorkshireman’s Dictionary“ von Peter Wright, um zu erfahren, daß „E addles lots o’ brass“ ins Englische übertragen „He earns plenty of money“ (Er verdient viel Geld.) heißt oder „There’s a tomtellalegs on t’winder“ auf Englisch „There’s a daddy-longlegs on the window“ (Da sitzt eine Spinne am Fenster.) bedeutet. Erginge es Engländern, die in eine echte Ruhrgebietskneipe kommen, nicht ähnlich?

Meine Bedenken waren völlig unbegründet: klares „Queen’s English“, allerdings etwas nervös schnell vorgetragen! Ich verstand alle Fragen und konnte sie alle beantworten. War ich froh! Als ich später den Leiter des Interviews, dem immer noch Schweißperlen von der Stirn rannen, nach dem Grund für seine Nervosität fragte, antwortete er mir, es sei das erste Live-Interview gewesen, daß er in seinem Leben leiten durfte. Wie „cool“ war ich – an ihm gemessen – gewesen!

Nachdem wir alle Einzelheiten des Programms besprochen hatten, fragte ich Bob Pettigrew nach dem Verlauf der letzten Jahre und nach seinen Urlaubsplänen. INDIEN! Wie konnte es auch anders sein?



Bob Pettigrew auf dem Gipfel

Seine zweite Heimat! 10 Jahre lang unterrichtete er an einem renommierten College Söhne indischer Aristokraten. Nun wollte sich „der britische Reinhold Messner“ wieder einmal einen Gipfel in der Kulu-Region des Himalaya an der Grenze zwischen Indien und Tibet vornehmen. Unter den großen Bergsteigern der Welt ist Pettigrew kein Unbekannter. Mehrere Erstbesteigungen, die wichtigste die Besteigung des Kulu Pumori in der Pir Pinjal Range of the Great Himalaya Divide, Punjab, am 6. 6. 64. Nahezu 20 größere Expeditionen in den Punjab Himalaya Indiens, hauptsächlich in die Kulu-Region, sind ein stolzes Ergebnis. „He is recognized as a world authority.“ („Er ist weltweit als Experte der Kulu-Region bekannt.“) liest man in Fachbüchern. Nur wenn Bob gezielt gefragt wird, beginnt er schwärmend zu erzählen. Es ist schon beeindruckend, wie klar er formuliert, wie eindrucksvoll er zurückliegende Erlebnisse und zukünftige Pläne schildert. Ich könnte ihm den ganzen Tag zuhören.



Wappen von County of Cleveland



Wappen der Stadt Middlesbrough

Wir kommen in „Newport Settlement Youth and Community Centre“, einem bekannten Jugendzentrum in Middlesbrough, an, kurz darauf der Bus. Ich mache mich schnell frisch, tausche Cordhose, Fred-Perry-Hemd und Lederjacke gegen graue Tuchhose, weißes Hemd und Blazer aus. Welche Krawatte? „Endeavour“ (eifriges Bemühen) für Cleveland oder „Erimus“ (wir werden sein, existieren) für Middlesbrough? Entweder rügt mich der Mayor of Middlesbrough (Bürgermeister) oder der Chairman of the County Council (Vorsitzender des Rates von Cleveland). Ich spiele beiden einen Streich; ich habe nämlich noch eine blaue mit kleinen weißen Ankeren mitgebracht. „Schiffahrt“ paßt sowohl zu Middlesbrough als auch zu Cleveland. Vielleicht heimse ich für meine Reverenz an die Hafenstadt noch Lob ein und werde darüber hinaus noch mit zwei neuen Krawatten beschenkt? Meine beiden alten waren

nun wirklich nicht mehr die neuesten.

Wir werden dem Chairman und Mayor und ihren Damen vorgestellt. Meine Rechnung mit dem Lob geht voll auf, die mit den Krawatten zwei Stunden später im Rathaus. Freude auf beiden Seiten! Die einen zeigten sie, weil sie mir etwas schenken konnten, was ich ja offensichtlich noch nicht besaß, ich freute mich angesichts der deutschen Krawattenpreise.

Der Empfang beginnt: ein Sherry, ein paar herzliche Worte alles sehr locker trotz der festlichen Kleidung und der schweren Amtsketten, die von den vier Würdenträgern zur Schau gestellt werden. Dann geht's auch schon zum Essen in einen großen Raum, in dessen Mitte – auf einem riesigen Tisch – ein kaltes Büffet um einen großen gekochten Lachs herum aufgebaut ist. Ich kenne das Ritual, das jetzt ablaufen wird: Chairman, Mayor, ihre Damen, einige Ratsherren, Ruth, Chri-



Chris Atkin, Mayor of Middlesbrough 1983 – 1984, am Tage seiner Amtseinführung

stian und ich greifen zuerst zu. Die Jungen und Mädchen wissen Bescheid, ich habe sie schon darauf vorbereitet. Sie tragen ihren Hunger mit Fassung. Sie wissen, daß so viel vorhanden ist, daß keine Gefahr besteht, gleich vor abgeräumten Platten zu stehen. Noch vor Staunen schweigend, daß so viele Offizielle, vier überdies noch mit ihren glänzenden Amtsketten, erschienen sind, sitzen sie da und nehmen erst gar nicht wahr, daß sie nun an der Reihe sind. Dann aber schlagen sie voll zu!

Es ist für mich immer wieder beeindruckend, wieviel Aufmerksamkeit die politisch Verantwortlichen in Cleveland diesem Austausch widmen, wie locker und ungezwungen sie sich den Jugendlichen gegenüber geben, wie bereitwillig sie Fragen beantworten. Es fehlt nicht viel, und man ist geneigt, Chairman und Mayor mit John oder Bill, ihre Da-

men mit Mary oder Lorna anzureden, obwohl man sie gerade erst kennengelernt hat.

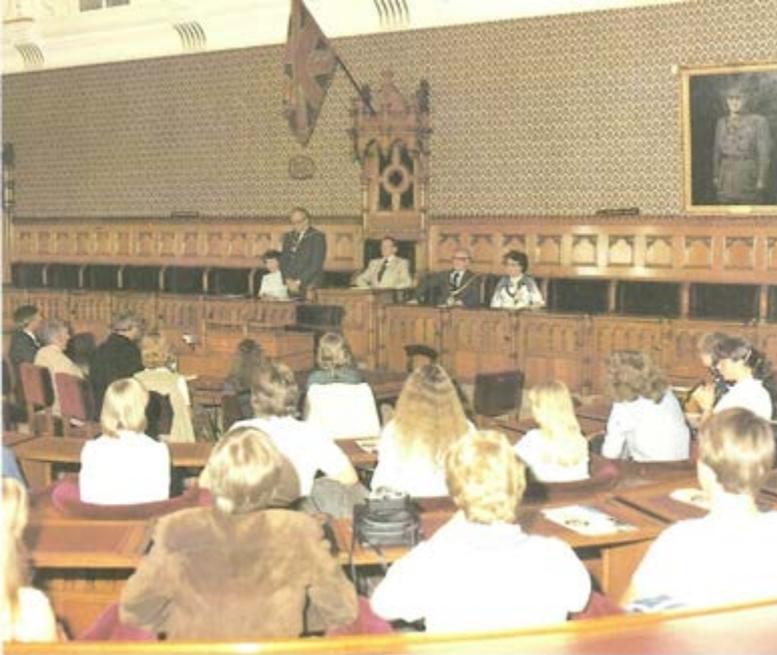
Der letzte Gang – Käse und Kaffee – ist beendet. Die Offiziellen verabschieden sich und fahren voraus zum Rathaus, wo in einer halben Stunde der offizielle Empfang der Gruppe unter Anwesenheit der Presse im Sitzungssaal des Rates von Cleveland stattfindet. Während der Busfahrt gehe ich noch einmal meine Rede durch und vergewissere mich, daß auch das Gastgeschenk an den Chairman neben mir liegt. Es ist wahnsinnig heiß. Hemd und Jacke sind schon leicht feucht, als wir „Chairman's Parlour“, schlicht das Büro des Chairman, betreten. Ich darf die Jacke ausziehen, erlaubt mir der Chairman. Er selbst unterwirft sich den strengen Kleidervorschriften, die auch kein anderer verletzen darf. Eine Konzession an den Gast! Eine Wohltat für mich, ob-

wohl die Hitze schon an Körper und Hemd ihre Spuren hinterlassen hat.

Wieder ein paar nette Worte, ein Glas Sherry. Man wird einigen Dezernten und Ratsherren vorgestellt, dann folgen wir der Gruppe in den Sitzungssaal. Kaum sitzen wir, ertönen dumpfe Schläge auf den Boden, und die laute Stimme des „Bearer of the Mass“ (Zeremonienmeister) bittet alle Anwesenden aufzustehen, um den Eintretenden – Chairman, Mayor und ihren Damen, mit denen wir eben noch gegessen, nett geplaudert haben und die wir beinahe mit Vornamen angesprochen hätten – unsere Reverenz zu erweisen. Jungen und Mädchen nehmen erst wieder die Sitze der Ratsmitglieder ein, nachdem sich der Vorsitzende des Schulausschus-

Rathaus von Middlesbrough. Ein im gotischen Stil des 15. Jhs. errichtetes Gebäude, dessen Grundstein am 24. 10. 1883 gelegt und das am 29. 12. 1887 fertiggestellt wurde.





Die Oberhausener Gruppe im Großen Sitzungssaal des Rathauses

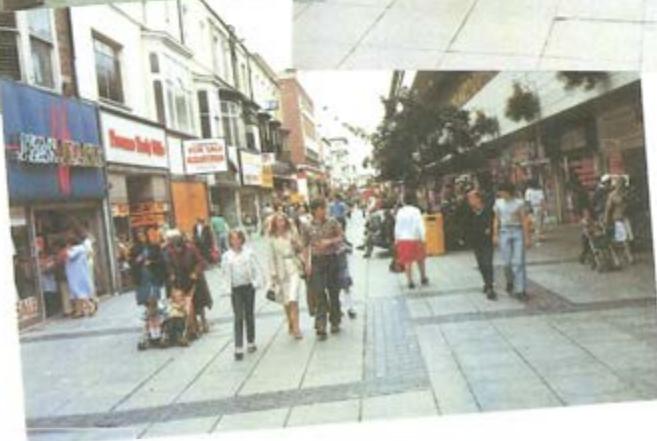
ses, der offizielle Gastgeber, in der Mitte der Regierungsbank niedergelassen hat, Chairman of the County Council mit Gattin zu seiner Rechten, Mayor und Mayoress von Middlesbrough zu seiner Linken. Der Chairman steht auf, begrüßt die Gruppe offiziell im Namen des Council of Cleveland, gleiches tut der Mayor im Namen aller Bürger von Middlesbrough. Darauf folgt meine Rede: ein kurzer Rückblick auf dreißig Jahre Jugendaustausch – ich war ja schließlich schon 1954 dabei und kenne die Entwicklung bestens – ein paar Worte zu Sinn und Zweck der Veranstaltung, einige Worte des Dankes und abschließend der Austausch von Geschenken, begleitet von den Blitzen der anwesenden Pressefotographen, die eins ihrer Produkte am nächsten Tag mit einem ausführlichen Bericht in der lokalen „Evening Gazette“ veröffentlichen werden.

Danach geht's zurück ins „Chairman's Parlour“, wo die Stimmung wieder locker wird und nichts mehr an das steife Ritual erinnert. „Soft drinks“ für die Jugendlichen, Bier und Wein für die Erwachsenen. Da die Stühle für ungefähr 50 bis 60 Personen nicht ausreichen, sitzt

man zum Teil auf dem Boden, in manchen Jahren sogar Chairman, Mayor und Mayoress, was wohl immer von der physischen und psychischen Gelenkigkeit der Betroffenen abhängt. Ein Junge sitzt im Sessel des Chairman hinter dem großen Schreibtisch und gibt lauthals Kommandos an die Umstehenden. Als plötzlich das Telefon auf dem Schreibtisch vor ihm läutet, läuft er kalkweiß an und räumt, vor Schreck zitternd, den großen Sessel unter dem Gelächter der Umstehenden.

Esging nicht immer ganz so locker zu. Ich erinnere mich noch sehr gut an einen etwas steiferen Empfang, bei dem mir vom langen Stehen die Beine so schmerzten, daß ich nach einem Stuhl Ausschau hielt. Ich wollte mich gerade auf einen mit hellblauem Samt bezogen setzen, als mich ein neben mir stehender Engländer liebevoll abfing und mir mit netten Worten erklärte, daß vor nicht allzu langer Zeit die „Queen“ auf diesem hier und der Herr Prinzgemahl auf jenem dort gesessen hatten. Für diesen Monarchisten war es wohl unvorstellbar, daß ein ganz gewöhnliches Bürgergesäß, zumal noch ein ausländisches, königlich Geweihtes entwerten sollte.

Man unterhält sich. Nicht alles, was man hört, ist erfreulich. Die Arbeitslosenquoten liegen zwischen 25 und 30 %, in manchen Teilen Middlesbroughs sogar über 50 %. Es gibt große Familien, in denen vor der Rezession fünf, sechs oder sieben Mitglieder berufstätig waren; jetzt sind sie alle arbeitslos, und es besteht auch nicht die geringste Aussicht, in absehbarer Zeit einen neuen Arbeitsplatz zu bekommen. Das sind die Folgen einer jahrzehntelangen Monostruktur – Kohle, Eisen, Stahl und Werften –, eine Situation, die uns Oberhausenern nicht ganz unbekannt ist. Auch ICI, Europas größter Chemie-Konzern, bedeutendster Arbeitgeber in Middlesbrough, hat im Laufe der letzten Jahre Tausende entlassen. Seit Jahren ist man bemüht, neue Industrien anzuwerben. Gelände für Neuan-siedlungen ist reichlich vorhanden. „Stellen Sie sich vor“, erzählt mir ein Stadtverordneter, „da verhandeln wir mit einem japanischen Automobilkonzern über die Gründung einer Niederlassung, da findet am gleichen Tage hier in Middles-



brough eine große Demonstration unter dem Motto „Jahrestag des Sieges der Alliierten über Japan“ statt. Da wundern sich die Leute, daß unsere Bemühungen vielleicht wieder mal fehlschlagen.“ Der Politiker lacht zwar, aber man merkt ihm an, daß ihm eher zum Weinen zumute ist; zu sehr ist er bemüht, die Situation für seine Mitbürger zu verbessern.

*Middlesbrough:
Ein überregionales Einkaufszentrum*

Wir verabschieden uns kurz; man sieht sich ja schnell wieder. Wir fahren zurück zum „Newport Settlement Youth and Community Centre“, wo die Gasteltern auf unsere 15 Mädchen und 15 Jungen warten. Von Freitag nachmittag bis Sonntag nachmittag werden sie nun umsorgt, umpflegt, bekommen fuhren-

weise Zucker in den Allerwertesten geblasen: so könnte man in etwa diese Stunden treffend umreißen.

Blaß, nervös, mit gemischten Gefühlen stehen sie da und warten, bis ihre Gasteltern sie abholen, ja vielleicht zum Schafott führen, meint man einigen Gesichtern entnehmen zu können. Und wie werden sie Sonntag zurückkehren? Übersäumend, voller Erlebnisse, noch nie in ihrem Leben haben sie so nette Leute kennengelernt. Was ist schon Deutschland! Was ist Oberhausen! In England, ja in Middlesbrough müßte man wohnen. Da sei was los. Von einer Familienfeier zur anderen sind sie gezogen, von einer Grillparty zur nächsten. Und die Discos? Gar nicht zu überbieten! Oberhausen? Finsterste Provinz! Das sind Erlebnisse! Das ist Austausch! Da bleibt vieles unvergessen! Wenn ich sie Sonntag nachmittag wiedersehe, müßte ich mindestens dreißig Ohren haben, und ich müßte mich zu Tode schämen, Deutscher zu sein. So toll war das Wochenende in einer englischen Familie.

Aber jetzt am Freitag nachmittag um 16 Uhr? Da verlassen gerade die letzten zweifelnd, kalkweiß, aber dennoch lächelnd, wenn auch ein wenig gezwungen, den Raum. Werden sie es überleben? Ja! Diese Antwort kann ich getrost im voraus geben; denn seit 30 Jahren weiß ich, wassich an diesem Wochenende abspielen wird. Der Raum ist leer. Ich rufe noch schnell meinen Freund Günter Knop an, unseren Jugendpfleger in Oberhausen, der seit über 20 Jahren alles so vortrefflich organisiert und ohne den mancher Jugendlicher nicht so schöne Erinnerungen an einen so erlebnisreichen Austausch hätte.

Ich mache Schluß, Hajo. Draußen wartet schon unser Chauffeur, der uns nach Whitby bringt. Herzliche Grüße an Dich und Rosi, Ruth, Christian, Annette und Horst.

REKONSTRUKTION LEBEN IN HERREN- SITZEN

VONDERN, HOLTEN,
OBER HAUS

von Roland Günter

Der Autor ist Wissenschaftler und versucht zu erkunden, was zwischen den spärlichen Zahlen und Angaben der Gebäude zu finden ist: Leben. Er wählte für die Darstellung seiner Forschungen, die von der Kurzform eines Artikels nicht getragen würden, für unsere Leser die Form der Literatur. Zweites Problem des Autors: Mit welchen Augen sehen Menschen die „langen Erfahrungen“ (Norbert Elias), die wir Geschichte nennen. Er deutet Positionen und Einstellungen an und bringt sie miteinander ins Gespräch.

Eine Staubwolke fiel durch die Fugen, als Paul gegen die Balkendecke stieß. Flügelschläge. Stille. Paul starrte in ein schwarzes Loch. Draußen trieb der Hofbauer seine Jersey-Kühe vorbei. Willis Kopf erschien in der Tür: „Gefunden?“ – „Nein,“ sagte Paul. „Wenn man's nicht weiß, findet man es nicht.“

In der Küche des Hofbauern dampfte der Kaffee. Der alte Herd glühte. Ein Schäferhund schnarchte in der Ecke.

„In der dritten Schulklasse,“ sagte Paul, „gingen wir zu Fuß zum Schloß, die Arminstraße lang, an der Siedlung vorbei. Das war Unterricht. Mit Fräulein Koralewsky.“ Grotowski grinste.

Paul ließ sich 50 Jahre in seine Vergangenheit zurücksacken. Er hatte



sich daran gewöhnt, daß dann Grotowski anfing, zynisch zu werden. Dieser unterbrach ihn, strich mit der Hand über die Plastikdecke auf dem alten Tisch, sagte scharf: „Das hätte alles explodieren sollen. Genauso wie ...“, hielt ein. Willi starrte ihn an. Grotowski sagte zur abblätternen Wand: „Daß es noch steht... reines Glück...“

Die Geschichten, die Willi erzählte, liefen wie Filme durch die Köpfe: viele Schwenks rund um die Burg Vondern, Panzer klirrten, oben dröhnten Flugzeuge, Soldaten robbten durch die Sumpfwiesen – Schwenk zurück: Leute mit steifen Krägen liefen über die Geleise, die Ablaufbahnen, die Böschung hinunter – der Chef machte eine Handbewegung – sie gefror über der Burg – weg war sie. Grotowski drehte sein Bierglas wie eine Drehscheibe: „Manchmal genügt ein Federstrich. Oder der Zufall. Geschichte ist was zum Abhaken. Was hab ich dabei zu suchen?“

Es gelang ihm nicht, Pauls aufsteigende Bilder zum Schweigen zu

bringen. Die beiden schrien sich an, der Hund, aufgewacht, knurrte, der Hofbauer starrte mit ohnmächtigen Augen, Willi sagte leise: „Wir brauchen Tatsachen...“

„Als Neunjähriger,“ berichtete Paul, „guckten wir durch die Schießscharten, sahen wie von oben auf die uns angreifenden Ritter Pech hinabließ. Ein Burgfräulein erschien schluchzend auf dem Wehrgang. Im Keller schlugen wir die Folterknechte, und als arme Kreatur bissen wir in den Lederriemen der Fessel. Wir schwebten in den weiten Rittersaal – einen so großen Raum hatten wir noch nie gesehen – berauschten uns an der vollen Tafel, die sich auch in den Bildern an den Wänden spiegelte – wir Arbeiterkinder, die damals erbärmlich lebten. Da kam der Graf herein und blieb uns ganz fern...“

„Ha,“ sagte Grotowski, „von dieser bösen Geschichte kann man sich nur durch Pulver befreien.“ Der Hofbauer protestierte, aber Grotowski ließ ihn nicht zu Wort kommen.

Die Kinder begannen, eine Detektivgeschichte zu spielen. Sie wollten herausbekommen, was ihre Großväter angedeutet hatten. Der Hofbauer ließ sie durch die Ecken der Gemäuer schnüffeln. Sie liebten sich einen Berg von Büchern aus. In der Küche rauchten die Köpfe und schließlich verkündeten sie ihren staunenden Familien: die Bilder aus den Schulen seien Produkte früher Filme gewesen, schauerlich schön, aber falsch.

Was hatten die Detektive rekonstruiert?

Als es in Vondern zwischen Heide und Emscher einzig Sumpf und Wiesen gab, hauste hier ein Bauer, arm wie alle. Als der Graf Soldaten brauchte, verließ der Mann seine flehende Familie – für den Sommer. Ließ sie allein in der Mühsal der Ernte. Kehrte im Herbstregen zurück. Alle sahen: Er gehört nicht mehr seinen Wiesen, sondern gleichermaßen dem Grafen!

Sommer für Sommer ging er fort – an den Grafen-Hof, in eine Welt, die für die Familie weiter entfernt war als für Grotowski und Paul heute Sibirien und Alaska. Zum Dienstmann sei er vom Landesherrn ernannt, sagte der Bauer, die Wiesen draußen habe er vom hohen Herren zu Lehen.

Drei Sommer weiter mußten ihm die Bauen im Umkreis, bis zu einer Stunde Weges, drei Tage im Jahr Dienste leisten, so bestimmte der Landesherr in Kleve. Sie murrten und gewöhnten sich daran. Geld gab es noch keines – sie tauschten Arbeit, Vieh und Ernte.

Der Bauer und Krieger im Sumpf von Vondern nannte sich nun Herr und Adliger und Lehnsmann. Als er im zehnten Jahr Kriegsbeute mitbrachte, staunten die Leute. Als die Kriege auch über die Sumpfwiesen hinüberzogen, begriff keiner, was geschah. Die Bauern packte die Angst. Der Herrenbauer versammelte sie und dann gruben alle ei-

nen langen Graben um seinen Hof. Den Schlamm warfen sie zu einem Hügel auf. Er trocknete. Sie bauten aus Holz einen breiten Turm darauf und umgaben auch den Hügel mit einem Graben – alles als Zuflucht.

Eines Tages blieb der Herrenbauer auf dem Turm sitzen, baute an und aus, nannte es Herrenhaus. „Jetzt begreife ich. So entstanden eine Vorburg,“ sagte Paul, „für die Landwirtschaft, ein Bauernhof, ein Gut, und eine Hauptburg für den Edelherrn.“ Der Hofbauer nickte.

„Wie war es in Oberhausen? In Holten?“ wollte Willi wissen. Die Detektive beschlossen, Spuren zu sammeln.

Zurückgekehrt erklärten sie: „Ziemlich ähnlich, erstaunlich ähnlich. Wollt ihr die Filme sehen? . . .“

In Holten und Oberhausen saßen Bauern, die einen zweiten Beruf übernahmen. Und den dritten dazu: ihre Umgebung, rund 20 andere Bauern zu verwalten, die Abgaben an den Landesherrn einzuziehen – daher auch der Name Ober Haus –, erst einen Zehnten der Ernte, sehr viel später das Geld. „Finanzamt“, sagte Grotowski. Gelächter. „So etwa,“ murmelte Willi.

Der Bauernhof wurde zur Stätte des Militärs. Als die Geldwirtschaft sich langsam über das Land ausbreitete, konnten die Herren beginnen, superteuren Kalk zu kaufen und an der Stelle von Palisaden aus Holzpfehlen Mauern aus Stein hochzuziehen. Wenn die Kriegsbeute groß war, zahlten sie reisende Handwerkergruppen – Steinmetze, auch Zimmerleute.

Grotowski lachte über den langsamen Gang der Geschichte, erinnerte an zwei Weltkriege und Wiederaufbauten. Paul meinte, man habe damals wohl zwei Jahrhunderte benötigt, um sich richtig zu panzern. Willi fügte ein: „Wenn du überlegst, daß wir in zwei Generationen die Erde und den Kosmos mit Raketen vollgestopft haben . . .“

„Die Panzerung sah damals anders aus – sichtbar. Heute sieht man nichts,“ deckten die Detektive auf. „Ganz um den Herrnsitz herum, von unten bis oben: Mauern, Wehrgänge, Türme, ein Tor, Zugbrücken, Wassergräben.“

Der nächste Film zeigte, wie die Landesherrn langsam die Herrnsitze zu Stützpunktsystemen zusammenschlossen. Sie sollten die im 12. Jahrhundert wachsenden frühen Flächenstaaten sichern. Daher wurde es allmählich zwischen Holten und Dinslaken gefährlich – auf dieser Seite hielt man sich an den Bischofs-Grafen von Köln, dort drüben an den Grafen von Kleve. „Bekloppt,“ schmetterte Grotowski dazwischen. „Vorsicht,“ sagte Paul, „die Welt ist komplizierter.“

Die Detektive legten die nächste Filmrolle ein. „Licht aus!“ rief der Hofbauer. Der Kölner hatte sich ausgerechnet, er müsse Holten verstärken. Der Sumpf sorgte hier nicht nur für Erbärmlichkeit, sondern auch für Schutz. Also ließ der Kölner viele Sommer lang Maurergruppen aus der Stadt kommen. Und dann schickte er Besatzung. Damit diese Leute selbst für ihren Lebensunterhalt sorgten, teilte er ihnen Land zu, schwieriges Land, die Familien fluchten, und ließ sie vor dem Burgtor kleine Häuser aus Holz, Weidengeflecht, Lehm und Ried bauen. So entstand das Burgdorf Holten. Militärbauern hausten entlang der beiden Straßen.

Später schlug der Kölner zwei Fliegen in einer Klappe: weil die Burgmannen-Bauern mehr Panzer begehrten und er selbst seine Rüstung erneut eskalieren lassen wollte, vergrößerte er die Landesburg Holten mit einer Vor-Festung: er ließ eine Mauer um das Dorf bauen und gab als Bezahlung die Ehre: Stadt durften die Bauern jetzt ihr Dorf nennen. Grotowski schlug sich schallend auf die Schenkel.

Die Idee war nicht neu. Die Kolle-

gen Grafen hielten es genauso. Schon die Römer – man hatte es auch in dieser Zeit nicht vergessen – ließen das Volk für ihr Militär bezahlen. Sie boten Sicherheit in einer Welt, die die Leute selbst niemals unsicher gemacht hatten. Was wollte schon ein kleiner Bauer vom anderen? („Ein Amerikaner vom Russen“, rief Willi dazwischen. Paul drehte es um . . .) Sie rauchten sich gelegentlich auf der Kirmes. Nein, der Appetit der Großen hatte die Welt verändert. „Die Großen sind Wölfe“, sagte der Florentiner Dante (immer mischt sich so einer ein). Grotowski lachte: „Den hat doch keiner gelesen!“ „Richtig,“ sagten die Detektive, „es dauerte Jahrhunderte, bis hierzulande die Herren das Lesen lernten.“ – „Was für ein Privileg!“ sagte Willi, „daß es heute jeder kann . . .“ – „Ob das jeder begreift?“ fuhr Paul dazwischen.

Die Kamera schwenkte: Sie zeigte, wie das Vieh in die Vorburgen getrieben wurde, da erschienen in Holten, Oberhaus und Vondern die Hofbauern und setzten sich auf die Melkschemel, die Kühe scharrtten, die Frauen machten Käse, haltbare Milch, die sie den reisenden Kaufleuten übergaben, zum Verkauf in Arnheim oder Köln, die Kinder liefen durch die Pfützen, es begann wieder zu regnen.

In Holten setzten sich die Dienstmannen im Obergeschoß des Herrenhauses mit dem Edelherren zusammen, fingen an zu saufen, brüllten sich Witze zu, Grotowski kugelte sich vor Lachen – Paul: „Das gefällt dir, Grotowski!“ Dieser brüllte mit tränenden Augen: „ . . . daß ich da nicht dabei gewesen bin, . . . jammerschade . . .“ und fluchte.

Dann liefen die Burgmanns-Bauern schwankend heim, jeder zu seinem Strohsack, auf dem die schlafende Frau lag. Daneben der schnarchende Onkel, die immer kleiner werdende Großmutter, sechs langsam atmende Kinder.

Bleichsüchtig hustete die Tante. Der Großvater träumte laut.

Als die Sonne aufging, brüllte das Vieh sie wach – Grotowski dachte an seinen Schlafkomfort in der Sozialwohnung, aber auch daran daß, er selbst um 1/2 5 raus sollte, und das nach soviel Spaß am Abend. Die Detektive fügten an, daß es der Familie des Herrn nicht besser ging, auch sie wohnte im oberen Geschoß ganz ähnlich zusammen – Herren und Knechte waren sich näher als es in Grotowskis Schulbuch zu lesen stand.

Die Detektive legten den nächsten Film ein und alle sahen das Sonntagsvergnügen – wilde Spiele: Rot gegen Weiß in den Höfen Vonderns, Holtens und im Ober Haus. Der Gastherr wurde vom Herrn Nachbar, der eingeladen war, mit der stumpfen Lanze vom Pferd gestoßen und fiel erbärmlich in den Mist. Alle lachten.

Dann folgte das Spiel aller Tage – man trank in Gesellschaft (niemals allein), trank, bis man umfiel. Die Frauen sahen es nicht gern, aber das ging sie nichts an. Die Kinder liefen quer durch alles hindurch . . .

Wenn der Herr zum Hof an die Wupper zog, so weit entfernt, daß keiner sich eine Vorstellung davon machen konnte – Grotowski nannte prompt die Kilometerzahlen – war

er weg, einfach weg . . . Es gab keine Nachricht und daher kümmerte es kaum jemanden. Erst wenn er nach der Heimkehr seine Geschichten erzählte, die nicht anders waren als die Geschichten vom eigenen Hof, denn am hohen Hof ging's nicht anders zu als in Holten, Vondern und im Ober Haus.

Die Detektive erklärten, daß ihre Erkundungen über die Zeit der großen Krise, von den einen Reform genannt, von den anderen Chaos und Ende der Menschheit, nicht weit gediehen seien. Was damals in den Köpfen und Füßen sich verwandelte, wie sich die Augen gegenseitig anders anschauten als zuvor, wie man sich verfluchte, wüßten sie noch nicht genau. Dieser Film war also nicht verfügbar.

Grotowski erklärte, es sei auch egal. Die Geschichte diene ihm sowieso bloß zur Unterhaltung. Paul hingegen bestand darauf, die Detektive sollten erneut ausziehen: „Gerade wenn man aus der Armut kommt, muß man wissen, wie es zugegangen ist. Glaubst du, mein lieber Grotowski, daß du – wir haben den 13. 7. 1984 – checken kannst, wer heute die Schloßherren sind?“ – Grotowski lachte auf: „Es gibt keine mehr.“ Willi mischte sich ein: „Irrtum. Es wohnt zwar keiner mehr in Schlössern, kein Zweifel, aber sie





existieren.“ Wie sie aussähen, wollte Paul wissen. Grotowski nannte ihn dumm: Nichts habe er begriffen. Sie verkeilten sich ineinander. Die Detektive trennten sie mit Mühe, um ihre letzten vier Kurzfilme vorzuführen.

Der Graf von Westolt ließ sich nach der französischen Revolution einen seiner vielen Herrensitze, seine Dependence Ober Haus, neu bauen – à la mode, mit dem Prestige eines Adels-Palais in der Stadt Paris, im Marais-Viertel. 30 Jahre war das für Paris zurück, wo niemand mehr so baute – aber hier auf dem Land liefen die Uhren, wie es sichtbar wurde, vor allem im vornehmen Cour d'honneur, dem Ehrenhof. Man konkurrierte weiterhin mit geliehenem Prestige, auch wenn man sich dabei weiterhin ruinierte – das war vorhersehbar. „Aber wie so vieles Vorhersehbare“, sagte Willi, „überließ man den Bankrott den Enkeln.“

Die Kamera schenkte durch den Emscherbruch, zeigte, daß die Herren hier gelegentlich jagten, sonst lebte nur der Verwalter im Ober Haus, er lief durch den Ehrenhof – ob er an Paris denke, wurde er gefragt. Bieder antwortete er: „Jeder denkt nur an das, wovon er etwas hat.“ Grotowski stimmte zu. Paul sagte: „Der Mann ist ungebildet.“ Bildung sei auch, daß man in der La-

ge ist, etwas außerhalb seiner eigenen Haut zu begreifen. – „Pssst!“ schrie Grotowski, „keine Kommentare!“

Letzter Film. Die gräfliche Familie verkaufte Grundstück um Grundstück, zog das Geld in die Zentrale und nahm dem Ober Haus das wirtschaftliche Fundament. Kein Maurer und Maler reparierte. Das Gebäude verfiel. In wenig Entfernung wuchsen, mit „deutscher Schnelligkeit“, wie Grotowski einfügte, Fabriken und Arbeiterviertel. Als 1862 die Herren Industriellen zusammen mit den preussischen Beamten einen Namen für die Gemeinde suchten, fiel ihnen nichts aus ihrem eigenen Umkreis ein. Nach der verlorenen bürgerlichen Revolution träumten sie wieder vom Adel: so nannten sie den Ort nach einem Schloß, das seit vier Jahren leer stand, nach einer romantischen Ruine.

Zweieinhalb Generationen später: die neuen Territorialherren aus der Industrie lassen 1910 vor dem Schloß die schönste Siedlung bauen, die man sich denken kann, entworfen von einem berühmten Architekten aus Berlin, das damit näher rückte. Gegenüber vom Schloß, wo der Emscherbruch sich inzwischen zum englischen Park verwandelt hatte, sollte – ähnlich ausschend – das Schloß des Gene-

raldirektors entstehen: neuer Adel im Angesicht des alten. Aber der Krieg fuhr dazwischen, die Siedlung wurde weitergebaut, als sei nichts geschehen. Doch das Schloß des Generals blieb auf dem Papier – ein Phantom.

Der Konzern richtete sich im alten Schloß häuslich ein, veranstaltete Dinners und als nach einem weiteren Krieg die Säle nicht mehr pariserisch genug waren, ließ er mit einer großen Geste das Hauptgebäude abreißen und weitaus schöner ein neues aufbauen, viel viel schöner. „Da muß man aber nachdenken“, sagte Paul, „o weih.“

Letzte Filmszenen. Man sieht die Leute ins Schloß gehen. Da spricht Brecht und singt Eisler. Und Mozart trifft sich mit den beiden. Bilder aus neuer Herren Länder wechseln sich ab, von Flugzeugen und Speditionen hereingebracht. Die Leute grillen Würstchen, fluchen über das, was sie nicht verstehen, saufen nebenan ihr Bier. Grotowski ist erleichtert, Paul fragt, ob er etwas verstanden habe, der alte Willi lacht, Grotowski fühlt sich provoziert. Die Detektive sitzen um sie herum und diskutieren leise weiter. „Eine Stadt wie diese“, sagt Willi, „ist ein Detektivunternehmen und alle Stücke der Kurzfilmtage und des Theaters reichen nicht aus, wenn du dich darauf einläßt.“

„Was hast du davon?“ fragt Grotowski, „die Unterhaltung besorgt Hollywood dir besser.“ – „Wenn dich Las Vegas interessiert“, sagt Paul. Der alte Willi geht quer durchs Zimmer: „Aber in Holten haben die Leute die Burg besetzt und etwas daraus gemacht, was ihren Alltag erweitert: darin kannst du herumlaufen. Ob du die alten Herren magst oder nicht, immer findest du in der Geschichte die Versammlung vieler Gegenwarten. Ich kann sie nutzen! Ob ich als Kind darin herumspiele oder als Erwachsener. Das ist die Fortsetzung des Stadttheaters.“

NEUE KIRCHEN IN UNSERER STADT

von Ernst Craemer und Werner Funke

Noch zu Beginn unseres Jahrhunderts sind neue Kirchen Bauwerke gewesen, die

- für die Stadtlandschaft Orientierungspunkte,
- für die Stadtteile Höhepunkte,
- für die Quartiere Mittelpunkte wurden.

Nicht nur das baugeschichtlich geschulte Auge stellt fest, daß ihre meßbare Größe erst durch kulturellen Anspruch begründet wird. War es die relativ größere Zahl der Kirchenbesucher, die solche Kirchen benötigte?

Der Diözesanbaumeister von Essen hat vor einigen Jahren kurzgefaßte Beschreibungen älterer und jüngerer Kirchen unserer Region vorgelegt unter dem Buchtitel: „Abbild des Himmels“. Verstehen wir diesen Buchtitel als Hinweis auf den wirklichen Hintergrund der gewaltigen finanziellen und technischen Anstrengungen, die frühere Generationen beim Kirchenbau übernommen haben, so kommen wir ihrem Verständnis näher.

Die Kirchen in unserer Stadt, die in den letzten 30 Jahren entstanden

sind, unterscheiden sich von den älteren grundsätzlich: Nicht nur in ihrer Form, ihrem „Stil“ – was angesichts des zeitlichen Abstands selbstverständlich ist – sondern auch sehr in ihren materiellen Dimensionen wie Höhe, Länge, Breite. Damit muß ein anderes, auch geistig neues Verständnis dieser Bauaufgabe verbunden sein.

Zwei Beispiele machen das klarer: St. Barbara in Königshardt und St. Katharina in Lirich.

Die Standorte sind auf den ersten Blick recht unterschiedlich: hier ein Wohnort nördlich der Stadt, nahe dem Kölnischen Wald, – noch wird hier Ackerbau betrieben – früher einmal wirtschaftlich tragend für das alte Königshardt; dort, ein freies Grundstück im Schatten von Abraumhalde und Müllverbrennungsanlage; der benachbarte Bonmannplatz mit seinem Grün wirkt eher fremd.

Vor 20 Jahren noch verdiente die Liricher Bevölkerung ihr Brot im Bergbau. Lirich ist heute – ebenso wie Königshardt – „Wohnstandort“.

Beide Kirchen sind Gemeindegir-

chen – zentrale Funktionen wie sie sich aus innerstädtischen Lagen oder aufgrund ortskirchlicher Traditionen ergeben könnten, gibt es nicht. Ihr Fundament ist also die lebendige Gemeinschaft.

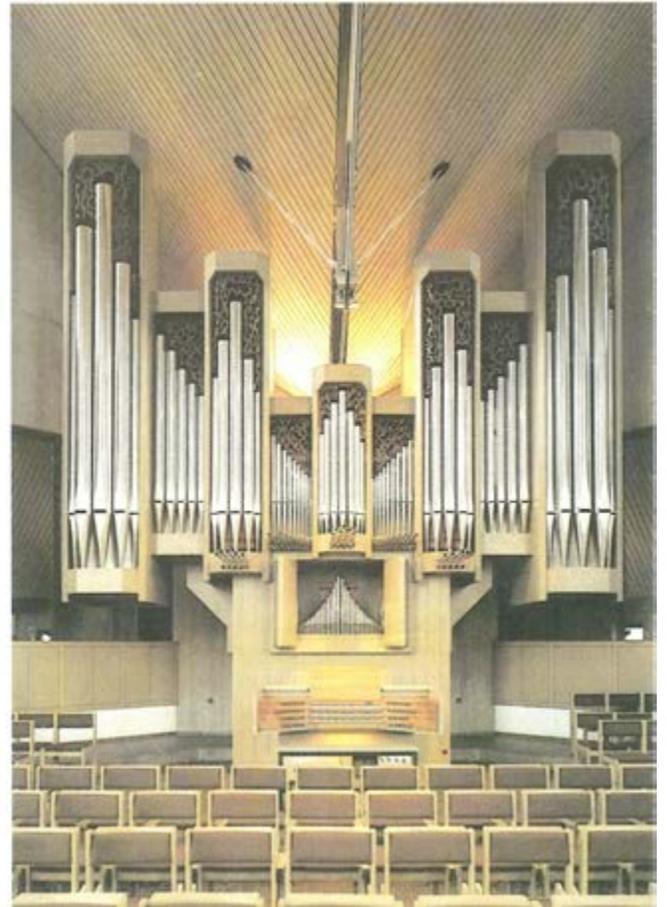
Die Grundrisse zeigen übereinstimmend eine zentralisierende Form, welche die innere Ordnung beherrscht. Die Stellung der Altäre ist nicht auf die Schwerpunkte der Geometrie bezogen – sie tritt heraus aus der räumlichen Mitte – die geistige Mitte liegt außerhalb. Dieses Spannungsverhältnis zwischen innerer und äußerer Ordnung wird durch den Begriff vom exzentrischen Zentralraum angesprochen, der seit zwanzig Jahren diskutiert wird. Hier ordnen beide Kirchen sich ein.

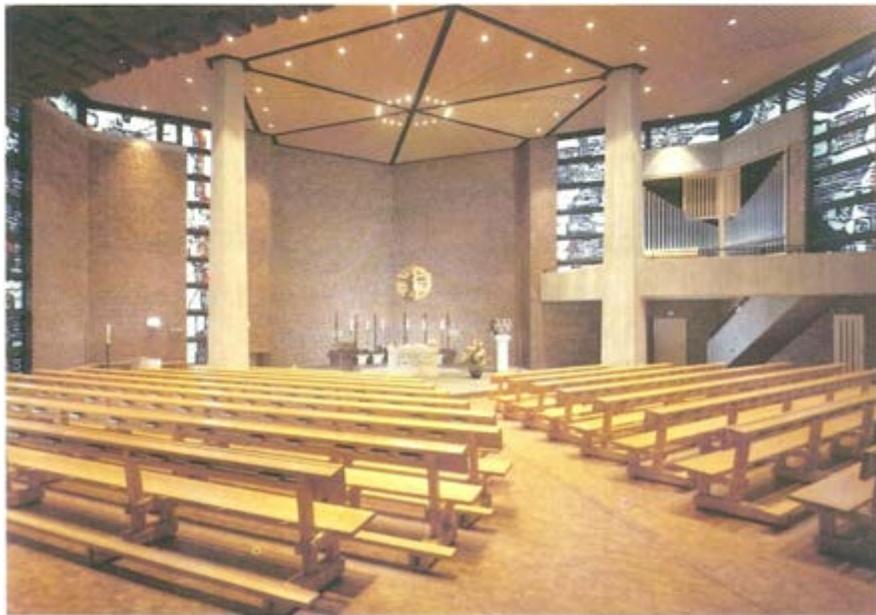
Mit einer längsten Ausdehnung in der Fläche von etwa 20 Metern und einer größten Höhe von etwa 10 Metern bleiben beide offenen Räume überschaubar.

Die Konstruktionen sind ähnlich – ein tragendes Gerippe aus Stahlbeton, außen mit Ziegeln verkleidet. Das Innere der Liricher Kirche wird als kühler empfunden – die Konstruktion auch des geneigten Daches bleibt sichtbar. Die Wand- und Bodenflächen der Katharinenkirche sind glatter Stein und Beton – sie reflektieren und bewirken mehr Nachhall. Glücklicher Zufall, daß diese Kirche eine außergewöhnliche Orgel erhalten hat, die wiederum tüchtige Musiker von nah und fern anzieht.

In St. Barbara zeigen die Wände auch innen den Ziegelstein. Der Boden fällt ab, er ist mit Holz belegt – der Raum wirkt warm. Die trockene Akustik, Konsequenz dieser Materialentscheidungen, bewirkt eine ausgezeichnete Verständlichkeit des Wortes.

Die St. Katharinenkirche in Lirich mit ihrer außergewöhnlichen Orgel. Ein Anziehungspunkt für tüchtige Musiker.





St. Barbara Kirche in Königshardt. Ein lichtspendendes Fensterband bringt die Decke zum Schweben.

Die künstlerische Gestaltung der liturgischen Orte ist in beiden Räumen anspruchsvoll. Sie verdient eine gesonderte Betrachtung. St. Katharina braucht eine künstlerische Verglasung, welche den Raum nach außen abschirmt. Bei St. Barbara bringt ein lichtspendendes Fensterband die Decke zum Schweben, während die Verglasung im unteren Bereich wandbildend wirkt.

Natürlich haben beide Bauten ihre Besonderheiten, die der sensible Besucher unmittelbar erlebt. Wichtiger dagegen erscheint es hier, Gemeinsamkeiten aufzuzeigen, welche die Eigenart neuer Kirchen auch in unserer Stadt deutlich machen:

Da ist die zentrale Form des Grundrißbildes. Hier wurde ein Raum gesucht für die opfernde und feiernde Gemeinde, wobei der Ort des Opfers und der Ort der Versammlung als Ganzes begriffen wer-

den. Der Raum sollte ursprünglich als Mehrzweckraum offen sein für viele Formen des gemeinsamen Tuns – eine Vorstellung, die sich in der Entwicklung des katholischen Kirchenbaus nicht durchgesetzt hat.

An den Bauten wird sichtbar, daß sich die Kirche der Welt geöffnet hat. Es geht nicht mehr darum, ein „Abbild des Himmels“ zu entwerfen, wohl aber darum, einen Raum zu schaffen zur Begegnung mit Gott in Wort und Sakrament. Dieser Zentralraum wird daher nicht als Arena gesehen, in der Akteure und Gegenstand gemeinsamer Aufmerksamkeit austauschbar sind, sondern so, wie seine Idealform, der Kreis, immer schon verstanden wurde: als Zeichen für Einheit, Unendlichkeit, Transzendentes überhaupt.

Die äußere Erscheinung bleibt zurückhaltend, ohne auf Signifikanz zu verzichten – wir finden Materialien, wie sie für die bauliche Umgebung der Kirchen kennzeichnend sind und keine Natursteinquader. Trotzdem wollen das gefaltete Zelt-dach der Katharinenkirche, wie auch die klare Sechseckform der Barbarakirche ihre sakrale Bestimmung nach außen darstellen.

So wird einem ursprünglichen Anliegen auf andere Weise Ausdruck gegeben. Daß dies bescheidener und weniger hochfahrend geschieht, erscheint in unserer Region wohl begründet, deren Menschen eher stille Pflichterfüllung, als Drang zu spektakulärem Tun zugeschrieben wird.

Repräsentation durch baulichen Aufwand dürfte in einer Ruhrgebietsstadt ohnehin kaum verstanden werden. Repräsentation wird als ein Stück Unwirklichkeit empfunden. Sie bewegt sich im Spannungsfeld zwischen Identität und Wunschtraum. Kirchen im Ruhrgebiet wollen nicht Traumland, sondern brauchbare Räume sein, die wertvoll gestaltet, gleichnishaft Zeugnis geben.

DIE BIBEL IM EINKAUFS- WAGEN

von Jörg Bartel

„Keine Scheu“, hat er mir schmunzelnd geraten, in rheinischem Tonfall mit leicht holländischem Akzent: „Bloß keine Scheu!“ Und dann hat er mit sichtlichem Vergnügen jenen drastisch-praktischen Spruch „Tritt kühn auf. Reiß Maul auf. Hör bald auf!“ zitiert. Beide gefallen auf Anhieb, der Mann und der Spruch. Der Mann, Josef Büttgenbach, ist fast 91 und katholischer Pater, der Spruch von Luther.

Wenn er Tag für Tag sein Handwägelchen über die Mülheimer Straße schiebt, den Stock fest in der Rechten, ist er einer der meistgegrüßten Bürger der Stadt. Dreißig Jahre Leben und Arbeit in Oberhausen haben ihn zum lokalen Denkmal gemacht. Und das ist nach eigenen Angaben 157,5 cm groß, trägt unterm weißen Kittel Strickjacke und Sutare, Priesterkappchen auf dem Kopf und hinter der Hornbrille flinke Augen.

Im Schwesternheim des Josef-Hospitals an der Mülheimer Straße bewohnt „der kleine Pater mit der großen Klappe“ (Original-Ton Büttgenbach) eine kleine Wohnung im ersten Stock. Über der Tür hängt kein Namensschild, sondern ein Bibelspruch. Hier wohnt Josef Büttgenbach, ein frommer Mann. Als ich ihn besuche, ist er gerade von der Arbeit heimgekehrt: Für einige Wochen hat er in der Nachbargemeinde in Lirich einen Kollegen vertreten.



Für viele ein vertrauter Anblick. Pater Büttgenbach im Marien-Viertel



Zuviel Streß für einen alten Herrn? „Quatsch! Das ist für mich Verjüngung!“ Ein Blick durch's Zimmer: Fernseher, Radio, Bücher, Bücher auf dem Schrank, auf dem Sideboard, ein Bücherturm in der Ecke; Neuerscheinungen, Weltanschauliches, Krimskrams überall – alles stapelt sich auf rund 10 Quadratmetern in sympathisch-wohldurchdachter, blitzblanker Unordnung. Der erste Eindruck: Das ist kein Al-

terssitz, das ist eine Studentenbude. Zwei Bibeln, aufgeschlagen, auf dem Tisch lassen korrigieren: eine Theologie-Studentenbude.

Aufgewachsen ist er in einem Dorf von 365 frommen Seelen nahe Euskirchen. Der Vater war Arbeiter, ein Meister mit Gärtchen und Gemüse. „Sonst hätte der uns elf Blagen ja niemals durchgekriegt.“ Katholisch und streng hat er seine „Penz“ erzo-gen, „fast zu streng“, meint der Pater. „Aber heute sind die Leut zu laff!“

Sein Maßstab ist der eigene, vergleichsweise „stressige“ Kinder-Alltag Anno 1900. „Wir hatten eine Menge Pflichten – und trotzdem unsern Spaß!“ In der Schule im Nachbarort lernte Klein-Josef eifrig und fix beim besten und einzigen Lehrer. Dann wechselte er, ganz im Sinne des Papas, zum Priesterseminar in Holland, als Student der Theologie zum Ordensstift, dessen Begründer Berthier er noch persönlich gekannt hat. Aber wen hat er nicht gekannt? Sogar Seine Majestät den Kaiser hat er gekannt. Von Angesicht zu Angesicht ist er ihm in seinem Exil begegnet, damals, beim Betteln für den Ordensstift. Ein unvergessenes Erlebnis . . .

1916 riß ihn der erste Weltkrieg aus seinen Bibel-Studien. Er rückte

ins Feld, nach Detmold, der zweiten seiner „Zirkusstationen“, wie Büttgenbach die Schauplätze seiner Lebensgeschichte respektlos nennt. Der Vater hatte ihn zum Bahnhof gebracht, hat gesagt: „Jupp, hat er gesagt, „du willst Priester werden. Gut. Aber du bist auch Deutscher. Also tu deine Pflicht!“ Sprachs und drehte ab. „Ja, so einer war das, der Vater.“ – Und so waren die Zeiten.

Bis zum ersten Sonntag war die Ausbildungs-Kompanie-Welt noch in Ordnung. Dann fehlte dem frischgebackenen Vaterlands-Verteidiger etwas. Und so marschierte er schnurstracks zum Feldwebel: „Bitte gehorsamst, die Heilige Messe besuchen zu dürfen!“ Ob dieser Keckheit war der Feldwebel erst einmal perplex; doch offenbar durch die Kühnheit des Auftritts amüsiert: „Kann er grüßen?“ fragte er knapp. „Jawoll!“ brüllte Musketier Büttgenbach und grüßte formvollendet. „Dann hau ab, du Aas, in Gottes Namen, und mach uns keine Schande!“

Nächste Station: Breux, Frankreich. Hier verlor er einen Übungs-Sturmangriff für das Kaiserreich, weil morgens seine Brille unauffindbar gewesen war. Die schlechte Sicht, schmunzelt er heute, brachte ihm eine Stunde Nachexerzieren ein. Doch gottseidank gab's da ja den Lehrer Horn aus Hamburg, im Krieg Unteroffizier. Der bot ihm an, sich fürderhin als Dolmetscher mit perfektem Französisch und Holländisch um das Deutsche Reich zu bemühen. Nach bitteren Monaten in der Somme-Schlacht und vor Verdun wurde Musketier Büttgenbach zur Dolmetscher-Schule nach Berlin versetzt.

Im Krieg fand der „schwarze“ Pater einen Freund fürs Leben: Den „blauen“ Willi Pelzer. Willi sprach ausschließlich Platt, wenn er sprach. Frohnatur Willi erzählte – wie alle im Lager – gerne Witze. Und – wie alle im Lager – meistens schmutzige, zu derbe fürs Priester-

schülerohr. Einem Kameraden, riesengroß und bärenstark, hat Büttgenbach übrigens ob einer besonders groben Zote kuzerhand eins auf die Nase gesetzt. (Ohne Humor läge ich zwar längst unter der Erde. Aber da hört sich der Spaß auf!“)

Und selbst, als ihm Willi eines Tages offiziell die Freundschaft anbot, blieb der Pater stur: Die Zoten müsse er sich verkneifen! Und das Wunder geschah: „Von hüek aff keine unanständige Witz mi!“ hat er geschworen. Er hat sich dran gehalten – und die Freundschaft hielt auch.

Im Frühjahr 1918 war für Josef Büttgenbach der Krieg vorbei: Er zog zum Hauptquartier ins belgische Spaa. Trotz der schmucken Gardeuniform, die er zu tragen die

Missionsschule „Cor Jesu“. Und die Arbeit mit dem Priesternachwuchs war so recht nach seinem Herzen. 1933: die Hitlerzeit. „Neutral“ habe er sich verhalten. Aber natürlich habe er – wie auch in seinen Oberhausener Predigten – auch „Witzchen“ im Unterricht gemacht. „So lernen die Menschen besser. Außerdem: alles andere wäre für mich als Rheinländer ja Buße gewesen.“ Das Lachen verging ihm, als Gestapomänner auftauchten und ihn hinter Gitter brachten: ein Jahr und drei Tage. Ein Schüler hatte den Lehrern Kummer gemacht. Zur Vorbereitung auf den Zölibat hatten die pubertierenden Jungs ihre Hände stets über der Bettdecke zu behalten. Einer schaffte das nicht. Als auch der



Pater Büttgenbach (Mitte) mit seinen Schülern in der Missions-Schule Bärenwalde

Ehre hatte, war er nicht einmal Gefreiter geworden: „Das Stramme fehlte mir eben. Ich war wohl immer eher ein Ziersoldat . . .“

Aber ein richtiger Pater war er. Als er nach seiner Priester-Ausbildung 1923 vor die Wahl gestellt wurde: Doktor oder Seelsorger, zögerte er keinen Moment. 1931 gründete er in Bärenwalde, Kreis Schlochau, die

Amtsarzt nicht helfen konnte, mußte Büttgenbach seine Entlassung anordnen.

Aus Rache zeigte ihn der Junge bei seinem Onkel von der Gestapo an: Hitler-feindliche Witze habe der Direktor erzählt. Straferschwerend kam hinzu, daß nicht einer der Jungs in der HJ organisiert war. In der Untersuchungshaft wurde er nicht geschlagen.

„Die kannten andere Tricks.“ Zum Brechen des Beichtgeheimnisses –

er war auch Beichtvater bei der HJ – wollte man ihn zwingen – der absolute Tiefpunkt seines Lebens. Vor dem letzten verzweifelten Schritt hat ihn ein Erlebnis bewahrt, das er auch heute weder vergessen noch beschreiben kann: „Gott hatte seine Hand im Spiel...“ Zunächst hungerte er sich ins Krankenhaus, heraus aus der Zelle. „80 Pfund wog ich mit Kleidern.“ Dann zahlte jemand 5000 Mark – eine Riesensumme –

Büttgenbach: der Pfarrer, der Küster und die Gemeinde auch. „Die ganze Gemeinde war total verjuppt“, lacht Büttgenbach. 1954 begannen die 30 Jahre Oberhausen; sein „Zigeunerleben“ hatte ein Ende. Als Krankenhaus-Seelsorger im Josef-Hospital hat er unzähligen Oberhausenern Mut gemacht, hat getröstet, Hoffnung gegeben. Bis zu seiner Pensionierung 1973 fielen aber auch Begräbnisse und Trauun-

Ehren-Stadtdechant Knappmann, sorgte dafür, daß er in Oberhausen blieb. „Wenn Sie den nach Wanne-Eickel schicken, geht der uns ein!“

So erhält Büttgenbach, wie er selber sagt, das „Gnadenbrot“, designierte – aber blieb. „Die Menschen hier“, sagte er, „sind grad heraus, offen, ein bißchen derb. Nicht so gehobelt sind sie, aber dafür warmerzig und anhänglich. Ich habe mich hier immer wohlgeföhlt. Schließlich ist ja auch Oberhausen Rheinland.“

Erfolg: „Jetzt bin ich zum Nichtstun verurteilt und arbeite mehr als vorher.“ Der Sprachbegabte Pater hat bis vor kurzem auch noch Privatstunden in Französisch erteilt, daheim und am Krankenbett.

Mit den Handwerkern im Haus duzt er sich: man spricht ihn auf der Straße an. Josef Büttgenbach ist zur Oberhausener Institution geworden, ein Teil der Stadtgeschichte. Dazu will die Anekdote passen, die er von Luise Albertz, der früheren Oberbürgermeisterin, erzählt. „Eine sehr nette, sehr volkstümliche Frau“ sei sie gewesen. Die hat er respektiert. Luise Albertz, obwohl Katholikin, hatte bei ihrem Begräbnis auf den kirchlichen Segen verzichtet. Und Büttgenbach? Obwohl ihm „die ganze Richtung nicht paßte“, verrät: „Eine Woche später bin ich klammheimlich hingegangen und habe ihr Grab gesegnet.“

Das ist Josef Büttgenbach: „Ich haben mich immer so verhalten wie ich war, wie ich bin.“ Und vor seinen Witzchen ist niemand – nicht einmal von der Kanzel – sicher. „Nicht einmal der liebe Gott – aber der lacht ja über den kleinen Büttgenbach!“

Und für die Oberhausener, die ihn immer wieder fragen, was er da in seinem Handroller schiebt, sei für alle Zeit das „Geheimnis“ gelüftet: Darin befindet sich keineswegs Gemüse, sondern Utensilien für die Heilige Messe...



Von Büchern umgeben in seiner „Theologie-Studentenbude“.

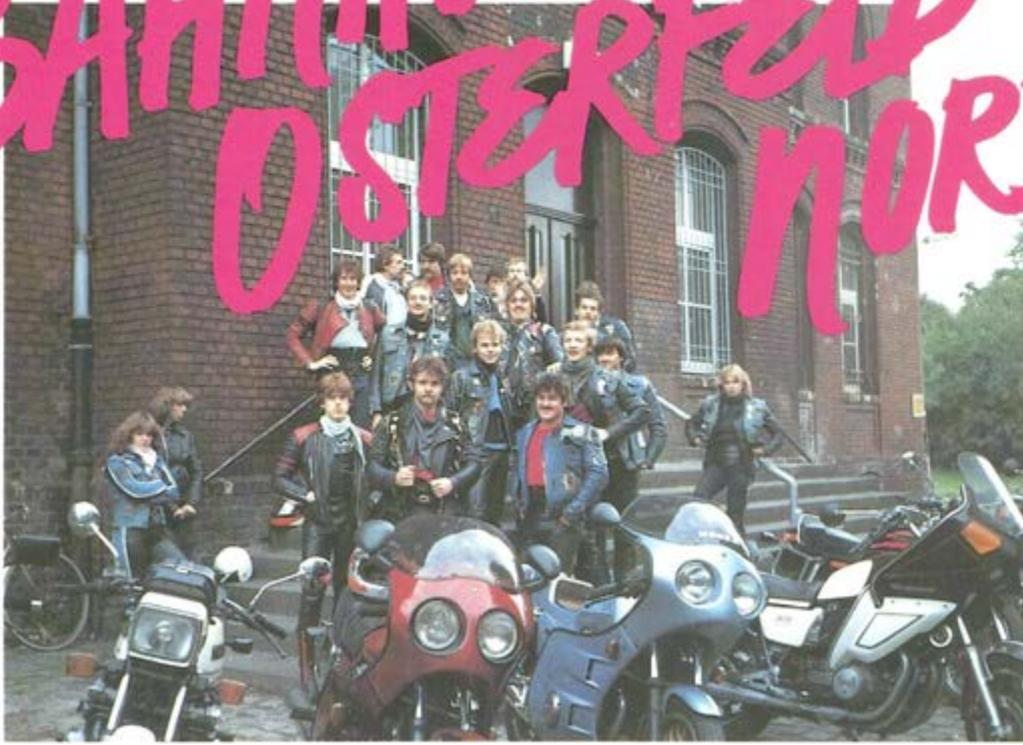
für seine Haftentlassung. Später stellte sich heraus: Es war eine Frau aus der Gemeinde Templin in Westpreußen gewesen. Noch viel später konnte er ihr danken. Sie halten bis heute Kontakt.

Nächste Stationen: Köln, das Ordenshaus, Schlebusch in Opladen, die erste Anstellung als Kaplan in Wuppertal-Elberfeld. Dort hieß alles Josef:

gen in seinen Aufgabenbereich. Das hielt „das Stehaufmännchen“ – so haben ihn die Stadtväter bei seinem diamantenen Jubiläum 1983 genannt – trotz eines Herzinfarktes durch.

Nebenbei hat er hunderten von Jungen und Mädchen die Flötentöne beigebracht: Als Blockflötenlehrer. Eigentlich hätte er nach seiner Pensionierung ins Ordenshaus nach Wanne-Eickel zurückkehren müssen. Doch sein Freund, der

BAHNHOF OSTERFELD- NORD



Der Bahnhof Osterfeld-Nord ist zu neuem Leben erwacht. Allerdings werden hier heute keine Reisenden mehr abgefertigt, sondern Ideen geboren und Nachmittage gestaltet. In den renovierten Räumen des 1891 erbauten Bahnhofsgebäudes an der Rothebuschstraße ist die jüngste Offene Tür der Stadt untergebracht. Eröffnet wurde die neue Jugendeinrichtung am 22. Februar 1984, aber schon vorher hatten Osterfelder Jugendliche von dem alten Haus Besitz ergriffen.

Der Bahnhof Osterfeld-Nord lag früher an der Bahnlinie Duisburg-Quakenbrück der Rheinischen Eisenbahn. Daneben gab es noch den Bahnhof Osterfeld-Süd, den die Köln-Mindener Bahn bediente, und der später ein Verkehrsknotenpunkt war. Auf 71 Gleisen wurden

hier Züge und Waggonen rangiert. Osterfeld-Nord passierten lediglich Personenzüge, und in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts verlor schließlich die Bahnstrecke vollkommen an Bedeutung. Der Bahnhof wurde aufgegeben. Heute fährt auf den grasbewachsenen Schienen nur noch ab und zu die Kokereiwerksbahn vorbei. Das Bahnhofsgebäude an der Rothebuschstraße verwaiste und beheimatete schließlich nur noch eine Gaststätte sowie einige Bewohner.

Mit dem Bahnhof und der Industrialisierung wuchs auch die Einwohnerzahl. 1891 lebten etwas mehr als 5000 Menschen in dem damals noch ländlichen Gebiet. Der Bahnhof Nord lag weit außerhalb des bescheidenen Ortskerns. 1900 hatte sich die Anzahl der Einwoh-

ner bereits mehr als verdoppelt und es gab 12.195 Osterfelder. Bis zum Jahr 1921 stieg sie weiter auf 32.850, heute sind es rund 42.000. Um den Bahnhof herum entstanden vor allem in den 20er Jahren Wohnquartiere; die jüngste Baumaßnahme im Viertel war die Errichtung der Hochhäuser gegenüber dem Bahnhofsgebäude in den 60er Jahren.

Damals wie heute sind die Einwohner des Oberhausener Stadtteils Osterfeld vor allem Arbeiter. Während ihre Kinder aber in den 20er Jahren noch auf den Feldern spielen konnten, leben die Jugendlichen heute in einer reinen Großstadtlandschaft. Mit der Veränderung der Umgebung haben sich auch die Bedürfnisse geändert. Die Kinder und Jugendlichen in Osterfeld waren auf der Suche nach ei-

nem Ort, der ihnen ganz allein gehört und wo sie ihren Interessen nachgehen konnten. Etwas Abenteuer durfte auch ruhig dabei sein, und so bot sich das alte Backsteingemäuer des Bahnhofs-Nord an.

Als die Mieter nach und nach das verrottete, stadteigene Haus verließen, nahmen 1980 Jugendgruppen Besitz von ihm. Die leeren Wohnungen wurden zu Treffpunkten für die Mädchengruppe und die Teestube. Beschwerden von den verbliebenen Mietern und Nachbarn brachte die Stadtverwaltung auf den Plan. Das Jugendamt verpflichtete Mitarbeiter, nach dem Rechten zu schauen und sich um den Bahnhof zu kümmern. Schon vorher war den Stadtvätern klargeworden, daß bisher an den Osterfelder Jugendlichen der Segen eines Jugendzentrums vorübergegangen war und auch sie ein Recht auf eine „Bleibe“ hätten. 1977 hatte der Jugendwohlfahrtsausschuß bereits die Verwaltung beauftragt, zu prüfen, „ob nicht gerade im benachteiligten Osterfeld eine Offene Tür eingerichtet werden müsse“ – aber die Mühlen mahlen langsam.

Ein kühner Plan wurde schließlich 1981 auf dem Galgenberg unter Beteiligung des Jugend- und Sozialdezernenten Hugo Baum, des ehemaligen Jugendamtsleiters Dieter Schanz und des Leiters der Abteilung Jugendförderung Peter Hahn gefaßt: Innerhalb von vier Jahren sollte der Bahnhof-Nord nach den Vorstellungen der rund 70 interessierten Osterfelder Jugendlichen renoviert werden. Die Bauverwaltung sollte lediglich die handwerkliche Anleitung und das Material zur Verfügung stellen. Kosten sollte der Umbau 600.000 DM.

Noch im Februar 1982 sagten die Initiatoren im Rathaus: „Wichtig ist, daß die Jugendlichen sich selbst ein Haus schaffen können. Das Verhältnis zu einem in Eigenregie renovierten Gebäude ist positiver, als zu einem, das nach den Vorstellungen

der Erwachsenen gestaltet wurde. Das Ergebnis kann ein Haus werden, das Jugendliche eigenverantwortlich verwalten.“

Etwa zur gleichen Zeit stellten die Jugendlichen konkrete Forderungen an die Stadt. „Wir wollen einen hauptamtlichen Sozialarbeiter, der sich um die Gruppen kümmert. Die Probleme wachsen uns über den Kopf.“

Langsam fielen die Teile des kühnen Planes in sich zusammen. Jugendliche, die beim Umbau aktiv waren, sprangen ab und die Bauverwaltung hielt umfassendere Renovierungsarbeiten für notwendig. Schließlich wurde das Haus geschlossen. Die Jugendlichen stan-

den auf der Straße, die Bauarbeiter waren in ihrem Element. Das Innenleben des alten Hauses wurde vollständig umgemodelt. Es entstanden Gruppenräume, ein Aufenthaltsraum, eine Teestube, ein Büro, neue Toilettenanlagen, ein Fotolabor und eine Töpferwerkstatt. Freundliche, helle Farben zieren die Wände, neue Fenster sollen helfen, Heizkosten zu sparen und die Gitter im Erdgeschoß schützen den Bahnhof vor ungebeten Gästen. Als das renovierte Haus am 22. Februar 1984 mit einer Arbeitssitzung des Jugendwohlfahrtsausschusses seiner Be-

Kinder spielen Osterfelder Geschichte – alte Handwerkskünste werden aus der Erinnerung gerufen



stimmung übergeben wurde, bekamen sowohl Birgit Jungermann, Sozialarbeiterin und zuerst kommissarische OT-Leiterin, als auch die Jugendlichen einen großen Schreck. „Das ist nicht mehr unser Haus. Hier ist ja alles fix und fertig.“ Wie Fremde kamen sich die ehemaligen „Besitzer“ des Bahnhofes vor.

Versehen mit den besten Wünschen der Verwaltung und der Politiker bezogen Birgit Jungermann, der Sozialarbeiter Eberhard Wickum und Walter Heyer als Super-Hausmeister, heute heißt es Mitarbeiter des haustechnischen Dienstes, ihr neues Domizil. Unter dem Arm hatte jeder von ihnen „Die Konzeption für die neue Jugendeinrichtung (Offene Tür) im Bahnhof Osterfeld-Nord“. Geplant waren Wochenendfahrten, Musik- und Theaterangebote, Spiel und Sport sowie handwerkliche und musische Aktivitäten. Das Haus sollte hauptsächlich für die Osterfelder Jugendlichen da sein. Nachbarn und Bürgerinitiativen aber sollen auch die Pforten offen stehen, um frühzeitig Konflikte im Keim ersticken zu können.

Nur zögernd nahmen die 14- bis 24-jährigen Jugendlichen und Erwachsenen die Angebote an. Einige Mädchen und Jungen, die den Bahnhof vor dem Umbau kannten, kamen wieder, andere stießen hinzu. Die Mädchengruppe erhielt einen Raum und damit auch einen Überlassungsvertrag, der die Rechte und Pflichten regelt. Gut funktioniert auch die Teestube, die von einer gemischten Gruppe selbständig geleitet wird. Weiterhin besuchen junge Fotografen regelmäßig das Haus, um im Labor zu arbeiten. Den beiden Sozialarbeitern ist das alles aber noch zu wenig. Immer wieder werden Wünsche der Jugendlichen laut: „Das Haus muß länger auf sein. Wir wollen uns auch am Wochenende treffen.“ Bisher konnten diese Forderungen nicht erfüllt werden.

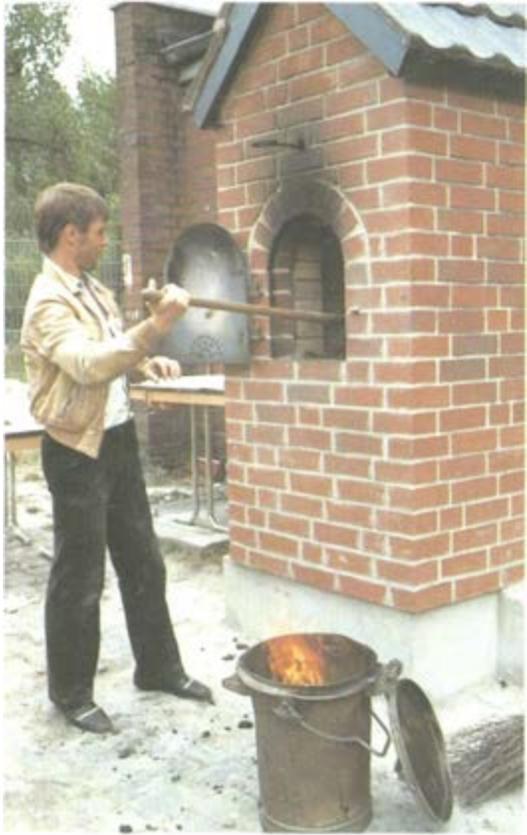


*Die Kleinsten erfreuen sich am Kasperle
Die Arbeit am Webstuhl will gelernt sein*

Die Richtlinien des Landschaftsverbandes Rheinland, der einer der Geldgeber für die OT ist, schreiben ganz bestimmte Öffnungszeiten vor, die wiederum von der personellen Besetzung abhängig sind. Bei zwei hauptamtlichen Mitarbeitern muß das Haus 30 Stunden pro Woche geöffnet sein, erst bei vier Mitarbeitern ist ein Tag am Wochenende vorgesehen. So steht die Einrichtung den Jugendlichen vorerst mittwochs und donnerstags von 14 bis 21 und freitags von 11 bis 22 Uhr zur Verfügung. Die ersten beiden Wochentage sind der Gruppenarbeit vorbehalten.

Durch das Engagement von Birgit Jungermann konnte das Haus allerdings einen ersten Oberhausener Erfolg verbuchen. In Zusammenar-



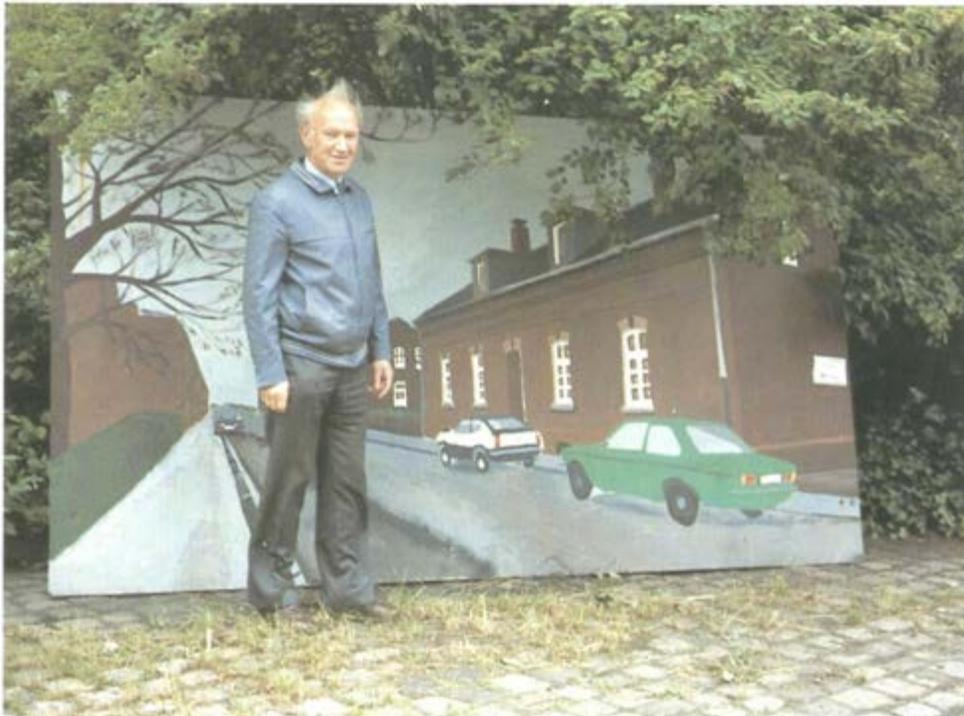


beit mit Mitarbeitern der städtischen Jugend- und Drogenberatung sowie der Abteilung „Jugendförderung“ des Jugendamtes realisierte sie gemeinsam mit einem festen Stamm von Jugendlichen aus dem Bahnhof das Theaterstück „Träumen – was sonst“, das das Verhältnis von Traumwelt und Realität der jungen Menschen darstellt. Das Stück hatte im Juni 1984 in der GOT Graf-Haeseler-Platz Premiere und kam bei meist jugendlichem Publikum gut an. Birgit Jungermann machte bei der harten Probenarbeit die Erfahrung, daß die Jugendlichen durch ein für sie interessantes Thema auch bei der Stange gehalten werden können.

Langsam gewöhnt sich die Nachbarschaft an das Haus. Bürgerversammlungen wurden hier abgehalten und erste Kontakte kamen zu-

Historisches Backhaus, von Jugendlichen unter fachlicher Leitung gemauert

Die Arbeitersiedlung Eisenheim lieferte lockende Motive



stande. Die Osterfelder Friedensgruppe sowie eine Musikinitiative nutzte den Seminarraum. Und ein Nachbarschaftsfest im Juli 1984 brachte weitere Gespräche und Kontakte. Auch die Jugendlichen lebten sich weiter ein und machten konkrete Gestaltungsvorschläge. So wurde auf einer der zweimal im Monat stattfindenden Vollversammlungen der Wunsch laut: „Ein gemütlicher Raum mit Sitzecke und Fernseher muß her.“ Für die Sozialarbeiter ist der Wunsch nach der Flimmerkiste zwar kein besonders positives Zeichen, aber sie sehen ein, daß der Bahnhof kein völliges Vakuum sein kann, in dem das anerzogene Konsumverhalten einfach ausgeknipst wird.

Als Gegenpol wird das Sozialarbeiter-Team Kino-Vorstellungen anbieten, in denen ausgewählte Filme gezeigt werden. Auch hier sollen die Jugendlichen ein Mitspracherecht haben, aber Brutallos-Western oder Sex-Filme nicht berücksichtigt werden.

Natürlich sind dem Ideenreichtum und den Gestaltungsvorschlägen der Mitarbeiter und der Jugendlichen auch sehr klare Grenzen gesetzt. Dem Haus standen für Veranstaltungen und Materialien im Jahr 1984 rund 16.000 DM zur Verfügung – nicht viel für rund 80 Osterfelder Jugendliche. Außerdem kann der Bahnhof-Nord über einen Honoraretat von 3.500 DM pro Jahr verfügen. Mit diesem Geld müssen Mitarbeiter bezahlt werden, die bestimmte Aktivitäten mit den Gruppen durchführen.

Übrigens verkriechen sich die „Leute vom Bahnhof“ nicht in ihrem neuen Haus. Eine Honorarkraft, die fest zum Haus gehört, kümmert sich in Osterfeld um die sogenannte „Laternengruppen“ – Jugendliche, die sich auf der Straße treffen und ohne eine Kontaktperson leicht auf die schiefe Bahn geraten können.

LUDWIG-INSTITUT FÜR KUNST DER DDR IN DER STÄDTISCHEN GALERIE ERÖFFNET

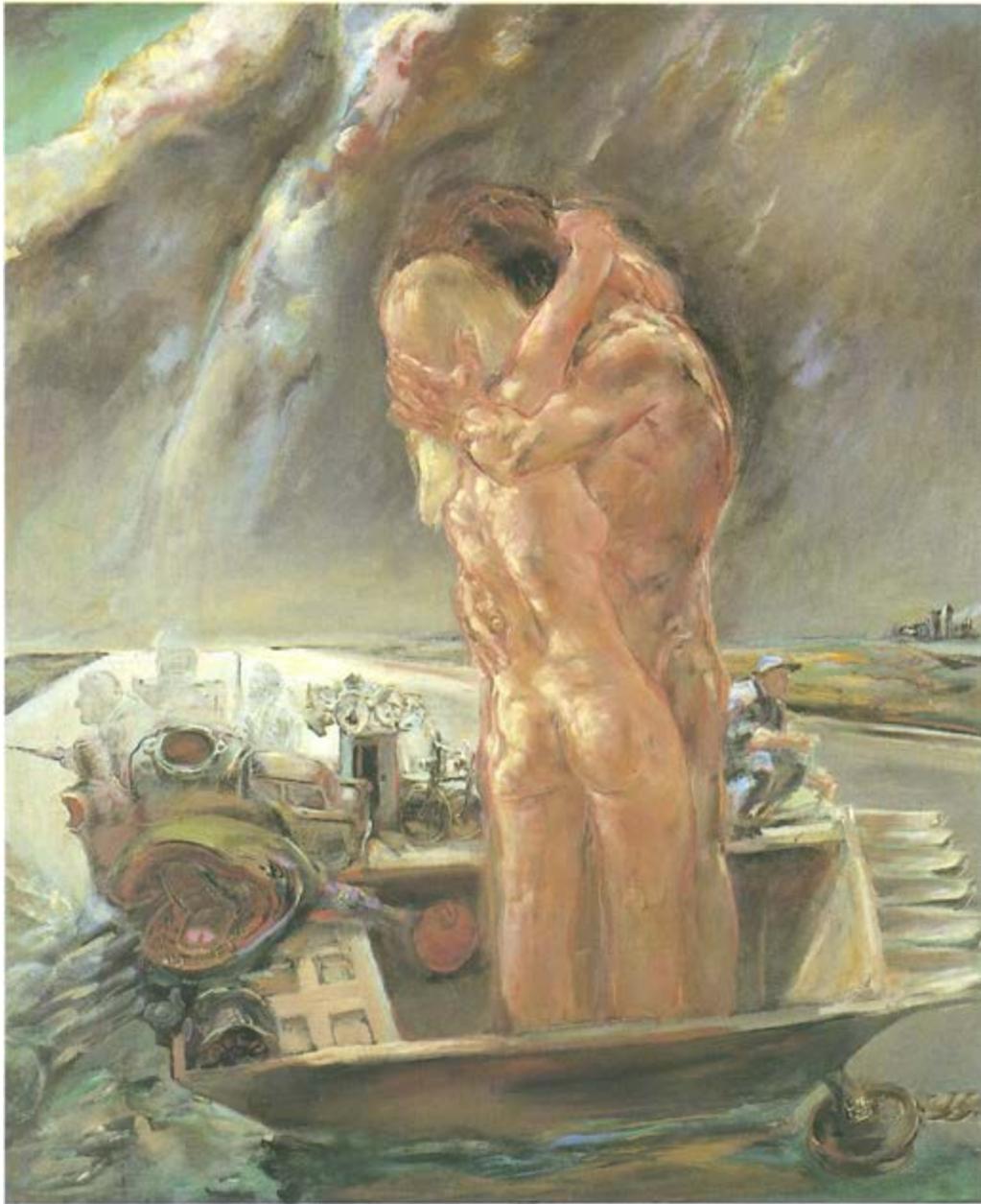
von Bernhard Mensch

Im Sommer 1984 stellte sich das ein Jahr zuvor gegründete „Ludwig-Institut für Kunst der DDR“ erstmalig der Öffentlichkeit vor. Die umfangreiche Sammlung aktueller Kunst der DDR, die durch einen Leihvertrag mit der „Ludwig-Stiftung für Kunst und internationale Verständigung“ der Städtischen Galerie überlassen wurde, ist in einer großen Ausstellung unter dem Titel „DURCHBLICK“ – Kunst der DDR in der Sammlung Ludwig Oberhausen“ gezeigt worden. Zur Ausstellung wurde ein repräsentativer Katalog mit über 80 Farbtafeln herausgegeben.

Die Ausstellung wurde anschließend in der Staatlichen Kunsthalle Berlin und im Kunstverein Wolfsburg sowie in der Städtischen Gale-

rie Regensburg gezeigt. Weitere Stationen dieser ersten Oberhausener Präsentation von Kunstwerken der DDR folgen. Die Arbeit des Ludwig-Institutes hat so eine vielbeachtete bundesweite Resonanz gefunden. Neben der Betreuung der Sammlungsbestände widmet sich das Institut der Dokumentation und Information über die Kunst der DDR und der Förderung des Kulturaustausches.

Den Lesern des Oberhausener Jahrbuches 1985 stellen wir hier einige wenige, der über 260 Kunstwerke aus der Sammlung Ludwig vor, die hoffentlich schon bald in erweiterten Ausstellungsräumen des Schlosses den Oberhausener und auswärtigen Besuchern ständig zugänglich gemacht werden können.



Sighard Gille: Fähre

Mischtechnik auf Hartfaser 1977

Das Bild steht für die neue Sicht vieler DDR-Künstler auf die Intimität zwischenmenschlicher Beziehungen und alltägliche Vorkommnisse in der Gesellschaft. Die innige Umarmung, die groß und zentral die ganze Höhe der Bildfläche einnimmt, wirkt gleichzeitig beängstigend verloren durch die Tiefe des be-

wölkten Horizontes und die lächerliche Nußschale (Fähre) die noch mit zahlreichen Utensilien des sogenannten „zivilisierten“ Alltagslebens überfrachtet ist. Die heimtückischen Gefahren dieses Alltags begleiten als Symbole die ungewisse Fahrt zu neuen Ufern: schemenhaft fährt der Tod mit, während ein

ebenso schemenhafter Passagier im Trüben angelt; der weit aufgerissene Schlund eines Raubfisches zeigt den eben noch verschlungenen kleineren Räuber, beide jedoch wurden offenbar Opfer des intelligenteren Jägers.

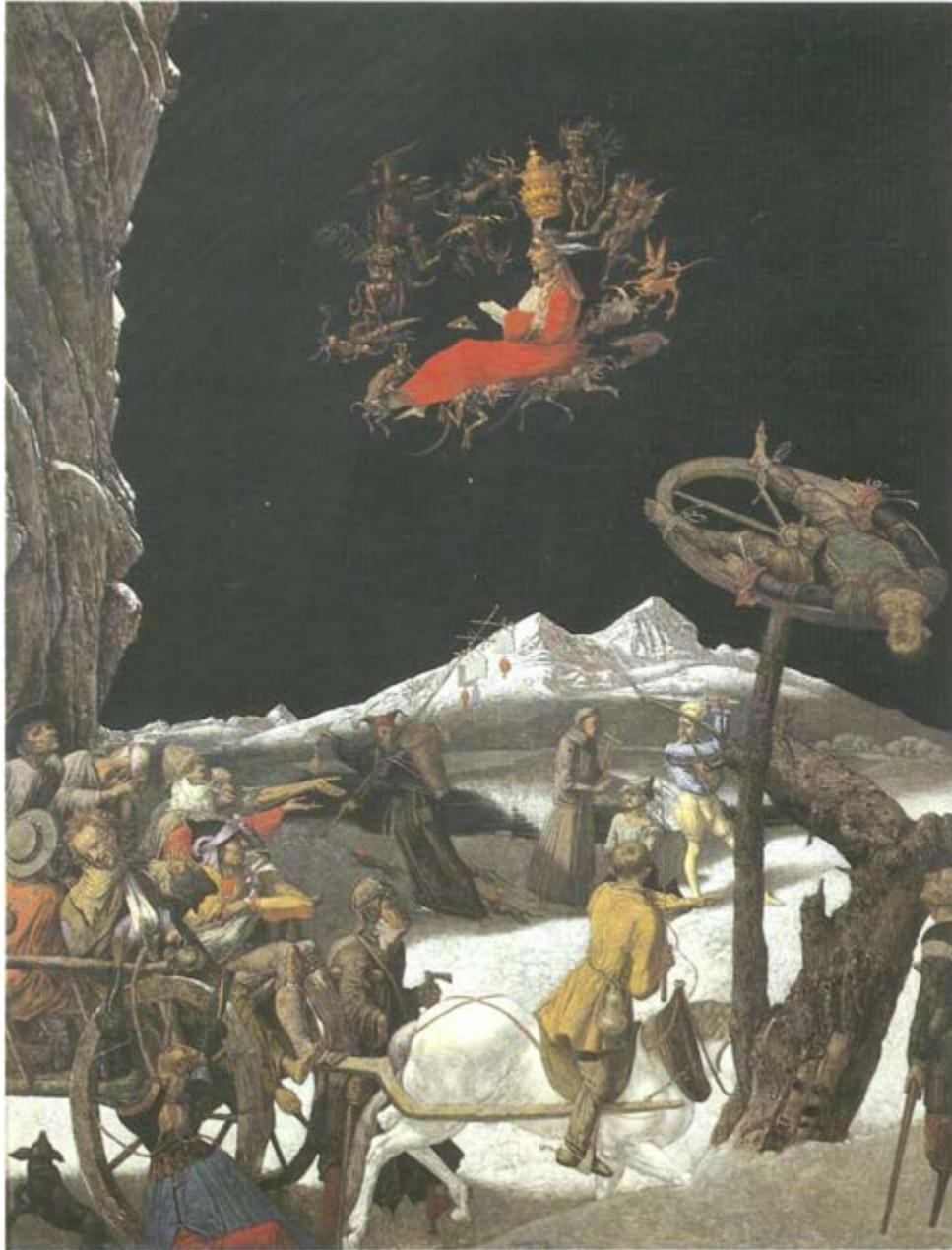


Wolfgang Mattheuer: Der Nachbar, der will fliegen
Öl auf Leinwand 1984

Wolfgang Mattheuer versteht es besonders, hintergründige Bildallegorien für heutige Lebensgefühle zu schaffen. Die Vorgehensweise ist scheinbar einfach, zeugt aber von scharfer Beobachtungsgabe und genialer Bildkomposition: der horizontal betonten Weite des Himmels – ein immer wiederkehrendes Kompositionselement in Mattheuers Bildern – ist die häusliche Laubenintimität im Vordergrund entgegengestellt;

thematisch wird dieser Gegensatz fortgesetzt durch den gleich Ikarus sich in den Himmel erhebenden Nachbarn, der mit der alles überstrahlenden Sonne die Bildmitte beherrscht, und der abge-schiedenen Konzentration der beiden Schachspieler. Die Lichtgebung unterstreicht diese Spannung durch tiefe Schatten und ätherische Weite auf der einen Seite, und nischenartige Geborgenheit in einer selbsterbauten Idylle

andererseits. Am Horizont wird die gegensätzliche Spannung aufgegriffen durch die Andeutung einer grauen Fabrikmauer, die sich hinter dem Schrebergartenparadies erhebt. Das zentrale Thema des scheinbar verrückten Himmelsstürmers bekommt schließlich einen realen Bezug durch das Spiel vom Fliegen des Kindes in den sicheren Armen der Mutter.



Werner Tübke: Weihnachtsnacht 1524

Mischtechnik auf Holz 1976

Das Bild gehört in die langjährige Beschäftigung Tübkes mit der Darstellung des großen Deutschen Bauernkrieges. Sie mündete zuletzt in den gigantischen Auftrag, für die Gedenkstätte zum Deutschen Bauernkrieg in Bad Frankenhausen ein Panorama-Wandbild zu schaf-

fen, das 123 Meter lang und 14,5 m hoch wird. Das Werk, das mit über 3000 teils überlebensgroßen Figuren die Geschichte des Bauernkrieges und der Reformation neu interpretiert, macht deutlich, welche Möglichkeiten Malerei auch als „Massenmedium“ in unseren

Tagen haben kann. Tübke ist ein Maler, der nicht nur formal die geistige Gestaltungskraft der Renaissancekünstler beherrscht; auch seine technischen und handwerklichen Gestaltungsmittel folgen dem Können der großen Meister der Wiedergeburt der Antike.



Wieland Schmiedel: Stufen
Sandstein 1981

Mit den „Stufen“, drei lose übereinandergeschichteten Sandsteinbänken in Treppenform, begnügt sich der Bildhauer zunächst eine Situation plastisch herzustellen, die der Betrachter im Zusammenhang urbaner Architektur viel-

fach noch vorfindet: ausgetretene Treppenstufen dieses Materials finden wir heute noch in Kathedralen oder vor bürgerlichen Wohnhäusern. Erst beim genaueren Hinsehen fällt dem Betrachter auf, daß der Künstler subtil weibliche

Körperformen aus dem Material gearbeitet hat. Nunmehr erweisen sich die Assoziationen als beabsichtigt: tausendfach getretene Frauenleiber als Tribut für die Erklommung unserer abendländischen Hochkultur.



Lothar Sell: Kuh mit Paar
Bemalte Holzplastik o. J.

Lothar Sell, eine besondere künstlerische Persönlichkeit in der Sammlung, dessen Werke bei uns auf die Sympathie derer stoßen, die mit den Werken einer Volkskunst vertraut sind, wie sie auch im Bergbau des Reviers weiterlebt. Tra-

ditionen dieser Kunst leben hauptsächlich im polnischen Kulturgut weiter und erinnern an historische Bezüge der Abwanderung von verarmten Bergarbeitern und Bauern. Sell versteht es, lyrisch, erzählerisch vom Lebensgefühl dieser

Menschen zu zeugen, das aus tiefer Verbundenheit mit der Bearbeitung der Erde geprägt ist. Durch die Bemalung seiner Plastiken erzielt der Künstler eine Gefühlssprache die dem sprachlichen Duktus von Fabeln gleicht.



Heidrun Hegewald: Mütter
Öl auf Leinen 1982

Für die malenden Frauen – in der Sammlung Ludwig noch unterrepräsentiert – steht Hegewalds „Mütter“, eine großformatig, angelegte Warnung vor neuer Kriegsgefahr. Seit Aristophanes' Frauen in Lysistrata ist die Rolle der Frau im Kampf für Frieden in der Kunst-

geschichte immer wieder gestaltet worden. Heidrun Hegewald knüpft an realste Erfahrungen, die unzählige Mütter in den Weltkriegen dieses Jahrhunderts machen mußten: das zu neuem Kriegstrommeln aufgeforderte ratlose Kind steht unmittelbar vor dem Schoß der

Pietà. Die Pietà, das kunstgeschichtliche Motiv der Mutter Gottes, die den toten Sohn zurückbekommt, erfährt nach den Ereignissen unseres Jahrhunderts eine neue grauenvolle Aktualität.

von links nach rechts: Bernhard Mensch, Leiter der Städt. Galerie; Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond; Reg.-Präs. Dr. Hermann Strich; Oberstadtdirektor Dieter Uecker; Prof. Walter Womacka, Präs. der Hochschule für Bildende Künste Ost-Berlin; Prof. Dr. drs. hc. Peter Ludwig; Ewald Moldt, Leiter der Ständigen Vertretung der DDR in Bonn; Prof. Bernhard Heisig, Vizepräs. des Verbandes Bildender Künstler der DDR.



Zu den Namensgebern

Irene und Peter Ludwig haben sich kennengelernt beim gemeinsamen kunstgeschichtlichen Studium an der Universität Mainz. Seit 1951 verheiratet, haben sie seither ihre bedeutenden Kunstsammlungen aufgebaut. In zahlreichen Museen des In- und Auslandes werden Schätze alter und neuer Kunst gehütet, deren Erwerb dem Ehepaar Ludwig zu danken ist. Gewaltige Schenkungen sind erfolgt: römische und griechische Kunst an das Antikenmuseum in Basel; zeitgenössische Kunst unseres Landes, Westeuropas, der USA, Kanadas, Mittel- und Südamerikas an die Stadt Köln, die daraufhin das „Museum Ludwig“ geschaffen hat, für das ein großer Neubau zwischen Dom und Rhein vor der Vollendung steht; präkolumbische Kunst ebenfalls an die Stadt Köln; mittelalterliche Kunst, Kunst der Renaissance und des 17.-20. Jahrhunderts an die Stadt Aachen, die das traditionsreiche Suermond-Museum in „Suermond-Ludwig-Museum“ umbenannt hat. In Wien war die Schen-

kung zeitgenössischer westlicher Kunst des Ehepaares Ludwig Initialzündung zur Gründung des bedeutenden „Museums Moderner Kunst“ im Palais Liechtenstein und zur Errichtung einer „Österreichischen Ludwig-Stiftung für Kunst und Wissenschaft“. Seit Jahren setzen sich Irene und Peter Ludwig dafür ein, den Blick über die zeitgenössische Kunst unserer westlichen Welt hinaus zu richten auf die zeitgenössische Kunst gerade auch der sozialistischen Länder. Ihr Einsatz für Kunst der DDR, die sie in einer Serie von Ausstellungen bei uns und in anderen westlichen Ländern bekannt gemacht haben, findet jetzt im Institut in Oberhausen eine zentrale Wirkungsstätte. Aufsehen erregt hat auch die umfangreiche Sammlung von zeitgenössischer Kunst aus der UdSSR, die Ludwigs seit Jahren aufbauen und die seit Juli 1982 in einer Ausstellungstournee vorgestellt wird. Auch hier sind die Sammler in Neuland vorgestoßen, da Kunst aus der Sowjetunion bei uns unbekannt war. Ausdrücklich wollen Ludwigs in ihren Erwerbun-

gen einen Beitrag leisten zur Verständigung zwischen den Völkern. In diesem Sinne haben sie aus ihrer Sammlung bedeutende Werke westlicher Kunst seit 6 Jahren in der Nationalgalerie in Ost-Berlin ausgestellt und viele Ausstellungen westlicher Kunst in der DDR, in Polen und in Ungarn durchgeführt.

Auf internationaler Ebene sind Professor Irene Ludwig und Professor Dr. Drs. h. c. Peter Ludwig heute die bekanntesten Kunstsammler. Immer wieder auch angefeindet, widmen sie sich der selbstgestellten Aufgabe, Informationslücken zu schließen und sich dafür einzusetzen, was nach ihrer Auffassung Förderung verdient. So haben sie sich für die seinerzeit junge amerikanische Kunst der Pop-Art bei uns ebenso eingesetzt wie vor einigen Jahren für die damals aufkommende Kunstrichtung der Neuen Wilden. Kunst ist für das Ehepaar Ludwig Ausdruck und Spiegel der Zeit und der gesellschaftlichen Verhältnisse und ein wesentlicher Teil des menschlichen Lebens.

Jugend musiziert

von Johanna Romberg

Sie bringen Beethoven unter die Leute und die Beatles aufs Podium. Sie spielen Symphonien im Sonntagsanzug und Jazz in Jeans – und umgekehrt. Sie üben Klassik für den Hausgebrauch oder bis zur Konzertschleife. Sie spielen Piano solo oder Posaune im Chor. Sie spielen Barockes im Gemeindehaus und Evergreens im Schloßpark. Sie bringen Stimmung ins Volksfest und Stimmungsvolles zur Adventsfeier im Altenheim. Oberhausens musikalische Jugend sorgt dafür, daß kaum ein Wochenende in der Stadt sang- und klanglos vorübergeht.

Wie viele junge Leute ein Instrument spielen, läßt sich nur schätzen. Gewiß sind es über 2000, wenn man all die mitzählt, die für sich im stillen Kämmerlein Klavier, Orgel oder Gitarre spielen. Sicher ist nur, daß es mehr als 1200 in den letzten Jahren waren.

67 Lehrer unterrichten den musikalischen Nachwuchs. Fast alle sind Orchestermusiker, Schulmusik-erzieher oder Studenten und geben nebenbei zwischen 3 und 14 Stunden Instrumentalunterricht. Für Gitarre und Klavier, die begehrtesten Instrumente, sowie für musikalische Früherziehung gibt es je eine hauptamtliche Lehrkraft. 67 Lehrer, 1200 Schüler – damit gehört die Oberhausener Musikschule nicht gerade zu den größten im Land. Auch nicht zu den traditionsreichsten: Erst seit 1966 heißt sie „Städti-

sche Musikschule Oberhausen“. Um diesen Titel hat sie kämpfen müssen. In einem Zeitungsartikel vom Dezember 1964 wird beklagt, daß Oberhausen als einzige größere Stadt in NRW keinen Pfennig für die musikalische Erziehung ihrer Jugend ausgibt. Nun, zwei Jahre später ließen sich die Stadtväter überreden; schließlich ging es damals



Hohe Konzentration verlangt die Probenarbeit im Orchester.

und geht es noch heute um vergleichsweise bescheidene Summen: 276 000 Mark Zuschuß erhält die Musikschule im Jahr, soviel wie es kostet, das Hallenbad-Ost mit warmen Wasser zu versorgen.

Trotz geringen Betriebskapitals entwickelte sich die Musikschule bald zu einem „weitverzweigten Unternehmen“. Ein Besuch bei seinem Kollegium würde Schulleiter

Wolfgang Dehnert wie schon seinen Vorgänger Karl-Heinz Mertens eine mehrtägige Stadtrundfahrt kosten: Der Unterricht findet an insgesamt 44 Schulen statt, die ihre Klassenzimmer zur Verfügung stellen. Ein bürgernahes, aber nicht immer musikfreundliches Angebot: In kahlen, halligen Räumen, angesichts hochgestellter Stühle und der ungelösten Algebreaufgaben vom Vormittag, braucht es schon ein gehöriges Stück Inspiration, um die „Mondschein-Sonate“ stimmungsvoll wiederzugeben.

Die Räume an der Mülheimer Straße wurden zum Teil in Eigenarbeit wieder hergerichtet. So ist es dem großen Probensaal kaum anzusehen, daß er früher den Feuerwehrleuten als Nachtquartier diente. Die Schlafnischen an den Wänden verschwanden hinter schwarzem Vorhangstoff aus dem Fundus des Stadttheaters. Ein Seitenraum wurde schalldicht isoliert, damit die Schlagzeuger dort ungestört auf die Pauke hauen können. Zwischen den hölzernen Säulen – eine beliebte Deckung für Geiger, die ihre Stimme nicht geübt haben – stehen jetzt die Notenständer, darauf liegen – jenachdem – Dvoráks Slawische Tänze, Corellis Weihnachtskonzert oder auch eine Bartók-Suite. Hier probt jeden Freitagnachmittag das „Große Schülerorchester“ unter Leitung von Wolfgang Dehnert. Zur gleichen Zeit greift

das „Akkordeon-Orchester II“ in die Tasten. Vormittags übt sich, was später einmal ein Meister (-Schüler) werden will, im Kurs „Musikalische Früherziehung“. Auch an den anderen Tagen herrscht Musik in allen Räumen: Trios, Bläserkreise und Streicher-Nachwuchs lösen sich ab, Blockflöte wird unterrichtet, die Big-Band probt . . .

Anstelle einer Aufzählung, was sich von Montagmorgen bis Samstagabend alles abspielt: Verfolgen wir lieber die Laufbahn eines musikalischen Oberhauseners vom ersten Gang durch das Tor der alten Feuerwache an. Lassen wir ihn erleben, was die Musikschule alles zu bieten hat:

„Man müßte Klavier spielen können!“ sagte Unser Musikalischer Oberhausener – nennen wir ihn der Einfachheit halber UMO – eines Tages zu seinen Eltern. Die erste Nachfrage ergibt, daß alle Studienplätze für künftige Pianisten zur Zeit belegt sind. Übrigens nicht nur von „Höheren Töchtern“ und anderen Sprößlingen wohlsituerter Väter, wie häufig vermutet wird, sondern von Kindern aus allen Schichten der Bevölkerung. Das gilt auch für die übrigen Instrumentalklassen der Oberhausener Musikschule.

Das erste Instrument, das UMO

und seine vier- bis sechsjährigen Altersgenossen in die Finger bekommen, wird kein Konzertflügel sein, sondern ein Trommelschlegel. Mit dem werden sie in einem der vier Gruppenkursen Glockenspiele, Triangel und Xylophone traktieren und so spielerisch Takt-Gefühl,

Noten-Kenntnis und die Fähigkeit erwerben, einander genau zuzuhören. Nach zwei Jahren sitzt UMO dann zum ersten Mal am Klavier. Und nach einem weiteren halben Jahr ist er, wie fast alle Anfänger, reif für seinen ersten Auftritt in der Grundschule Stadtmitte. Nicht im



Musik soll Spaß machen – das ist die erste Devise der Oberhausener Musikschule.

Sonntagsanzug und festlichen Rahmen, sondern unter dem Motto „Spiel dich frei“, wo's eher aufs Probieren als auf die Perfektion ankommt. Da darf man auch mal stekkenbleiben, ohne daß das Publikum gleich nervös mit den Füßen scharrt.

Musik soll Spaß machen – das ist die erste Devise der Oberhausener Musikschule. Und deshalb gibt's auch keine Zensuren, keine Zitterpartien bei Klassenvorspielen oder „Zwischenprüfungen“. Der Lehrer entscheidet zusammen mit den Eltern, wann es im Einzelfall wirklich „keinen Zweck mehr“ hat. UMO hat nach drei Jahren ein kleines Bach-Präludium einstudiert, das er bei einem der sechs jährlichen Studio-



Konzerte im Schloß vorspielen darf. Zwei Oberhausener Musiker, Ursula und Bruno Zbick, leiten diese Reihe, die jedesmal unter einem anderen Motto steht – zum Beispiel, „Die ABA Form“ oder „Mein liebstes Musikstück“. Wer sich hier „freigespielt“ hat und ein anspruchsvolles Stück – sei’s eine Mozartsonate oder ein Chopin-Präludium – tadellos über die Bühne bringt, der kommt schließlich „groß heraus“: Beim jährlichen Theaterkonzert „Junge

lernen und Mitglied beim Oberhausener Zupforchester werden. Dieses Ensemble hat sich unter seinem Dirigenten Dieter Klein auf anspruchsvolle klassische Literatur spezialisiert und gibt jedes Jahr mehrere große Konzerte im Schloß und im Revierpark.

Dort wäre UMO auch als Kontrabassist sehr begehrt, ebenso wie beim Großen Schülerorchester, dessen jetziger Spieler bald zum Bund muß. Und im Instrumentenlager der

Die Big-Band ist freilich der „Star“ unter den Ensembles der Musikschule. Mit Dixie, Blues und Swing bringt sie jedes Fest in Schwung – sei’s ein „Tag der offenen Tür“ oder die Eröffnung der Kurzfilmtage. „When The Saints“ und „Peter Gum“ machen jedes Jahr im Schloßband Furore. Sogar das Fernsehen hat die swingenden Schüler schon entdeckt: Im Oktober 1983 traten sie in der ARD-Sendung „Gesucht – gefunden“ auf. Wer sie so locker und schmissig musizieren sieht – ob auf dem Bildschirm oder „live“ – der vergißt leicht, mit wieviel Aufwand jeder Auftritt verbunden ist. Bis zum ersten Tusch vergehen oft Stunden: Die weiß-blauen Uniformen müssen gebügelt, das Schlagzeug zum Transport verladen, Noten, Pulte und nicht zuletzt Wäscheklammern verpackt werden. Wer nicht weiß, wozu die letzteren gut sind, dem hat noch nie ein Windstoß die Noten vom Ständer gefegt.

Sonntagabend in Oberhausen. Während die Big Band noch ihren Auftritt vorbereitet, werden anderswo schon die Geigen gestimmt – für ein Kirchenkonzert, oder einen Hausmusikabend. Eine Fagottistin probt ein kniffliges Solo:

Nächsten Freitag steht im Schülerorchester Beethovens Vierte auf dem Programm.

In Hunderten von Wohnzimmern werden Tonleitern, Etüden, Sonaten geübt – für die nächste Klavierstunde oder die nächste Matinee im Schloß oder sogar für das große Solistenkonzert im nächsten Jahr – wer weiß? Eins ist sicher: Wer in Oberhausen lebt und ein offenes Ohr für die Tonkunst zwischen Bach und den Beatles hat, der kann was zu hören kriegen. Manchmal wird er aufhorchen, manchmal auch ein Ohr zudrücken müssen. Aber in einem wird er sich einig sein mit allen Musikfreunden in der Stadt: Oberhausens musikalische Jugend kann sich hören lassen.



Wolfgang Dehnert als Bandleader der Schüler-Big-Band.

Solisten stellen sich vor“ hat schon mancher Nachwuchsvirtuose seine Feuertaufe bestanden, der später erfolgreich beim Wettbewerb „Jugend musiziert“ teilnahm.

Was UMO betrifft, so findet er das einsame Virtuosendasein auf die Dauer recht eintönig. Er möchte gerne mit anderen zusammenspielen. Nun könnte er die Schlegel wieder zur Hand nehmen und sich dem Schlagzeug-Ensemble anschließen. Auch die beiden Blockflöten- und Akkordeon-Orchester freuen sich immer über neue Mitglieder. Da gibt’s noch das Akkordeon-Orchester Beckmann, das im Jahr mit über 30 Konzerten an die Öffentlichkeit tritt.

Er könnte Gitarre oder Mandoline

Musikschule wartet immer noch das Tenorhorn auf einen Spieler . . .

UMO entscheidet sich schließlich für eins der vielseitigsten Instrumente: die Trompete. Damit ist er nicht nur im Orchester unüberhörbar, sondern kann auch im Blechbläserkreis mitspielen und in der Big-Band. Und jetzt, nach einigen Jahren Unterricht, ist UMOs Terminkalender restlos überfüllt. Fast jedes Wochenende ist er in Sachen Musik unterwegs: Der Bläserkreis spielt zu Gottesdiensten ebenso wie zu Pfarr- und Bürgerfesten oder er konzertiert in mittelalterlicher Kostümierung auf Burg Vondern. Das Orchester ist besonders zur Adventzeit gefragt – welcher Kantor wollte schon das Weihnachtsoratorium ohne Pauken und Trompeten aufführen?



„In die Ecke, Besen! Besen! Seid's gewesen!“ heißt es in Johann Wolfgang von Goethes oft zitierten und rezitierten Ballade „Der Zauberlehrling“. Diese Besen, die hier ohn' Unterlaß bis zum Verdruß des Jünglings Wasser schleppten, sind hier allerdings nicht gemeint.

Kurt Luft von der Königshardt hält es da eher mit der Volksweisheit: „Neue Besen kehren gut!“ Und wenn einer Ahnung von Besen und Reisig in der „Wiege der Ruhrindustrie“ hat, dann ist er es – ist es seine Familie, denn die Lufts im Oberhausener Norden an der Ebersbachstraße können sich auf ein Jahrhundert alte Handwerk berufen. Die Familie zwischen den Knicks, Wiesen und Wäldern nennt sich Besenbinder.

Ein ausgestorbener Beruf? Nein, weit gefehlt. Früher, als die Bauern ihre Anwesen und Ställe noch mit

NASSE BESEN KEHREN AUCH NICHT SCHLECHT

von Helmut Stoltenberg

dem Reisigbesen kehrten, war der Besenbinder ein sehr gefragter Mann, aber das ist er auch heute noch. Die Industrie in den Hochöfenbereichen, in den Walzstraßen und in den Kokereien kommt ohne diesen Naturbesen auch heute noch nicht aus. Der naßgemachte Reisigbesen ist dem einfach dahinschmel-

zenden Kunststoffbesen haushoch überlegen, wenn es darum geht, glühende Kohle oder heißen Aschenstaub zu beseitigen.

Zum Einfegen der Feinkohle auf den Kokereien und bei der Walzblechproduktion spielt der „Birkenreiser“ noch heute eine wichtige Rolle. Die moderne Industrietechnik kann auf die Natur nicht verzichten. Trotz der enormen Rezession in der jüngsten Vergangenheit stellt der 42jährige Kurt Luft mit seinen familiären Hilfskräften heute noch im Durchschnitt pro Monat bis zu 4000 Reisigbesen her. Sein 14jähriger Sohn muß dabei auch schon zupacken. Sein vor zwei Jahren verstorbener Vater Heinrich Luft (71) brachte es in guten Zeiten mit seinen Helfern gar auf 15000 Reisigbesen im Monat.

Heute leitet „Mutter Maria“, inzwischen 72 Jahre alt, das Geschäft,

das seine „Zweige“ zum Beispiel nach Duisburg und Dortmund, aber auch bis in den Siegener Raum hinaus ausstreckt. Trotzdem: Es wird nur noch als Nebenerwerb betrachtet. Sohn Kurt ist hauptberuflich „Schichtführer auf Thyssen“.

Die Besenbinderei dürfte die einzige in Nordrhein-Westfalen sein. Der Landschaftsverband Rheinland befaßte sich in einer großen Dokumentation mit dem Betrieb in Königshardt, und das Fernsehen ließ sich Luft auch nicht entgehen.

Wer das kleine Haus an der Ebersbachstraße betritt, fühlt sich um Jahrzehnte zurückversetzt, wenn er die alten abgewetzten Besenbänke, die Hauklötze und die handgemachte Draht-Haspel sieht. Überall liegen die Reisigbündel verschiedener Größen und Sortierungen herum.

Ein starker innerer Kern gibt dem Besen die Festigkeit, und dünne Reisighölzer bilden die „Außenhaut“, die ihn flexibel machen. Maschinell läßt sich so ein Reisigbesen schlecht herstellen, daher ist die Handarbeit in diesem so selten gewordenen Beruf immer noch gefragt.

Auf der Besenbank werden die Reisighölzer per Hand zusammengefaßt und dann mit einem ausgeglühten Draht umwunden. Damit ist die Luft'sche Arbeit zwar getan, aber bis es soweit ist, hat die Familie eine große Vorarbeit zu leisten.

Woher kommt das Material? Früher wurden die Besen auch aus Ginster oder Heidekraut hergestellt, aber in der Natur der näheren Umgebung läßt sich leider nicht mehr viel davon finden. So beschränkte sich die Familie Luft auf die Herstellung von Birkenbesen. Diese Reiser gibt es in Hülle und Fülle.

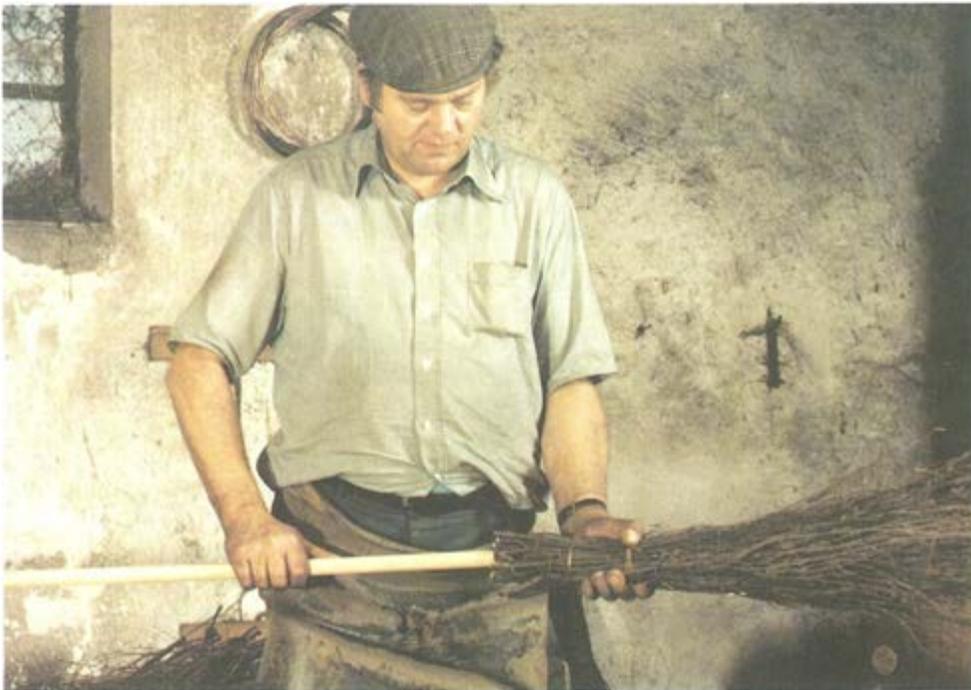
Dazu Kurt Luft: „Die Förster in der Umgebung sind froh, wenn wir ihre Wälder und Schonungen davon befreien.“ In den vergangenen Jahrzehnten mußte die Familie Luft noch Geld für Reisig an die Förster bezahlen. Heute sind die Forst-



beamten mit ihren Waldarbeitern sehr angetan, wenn die Lufts die „Überwucherung“ beseitigen.

Bereits im Frühjahr, ehe es anfängt zu grünen, werden die im Win-

ter abgefallenen Reisighölzer gesammelt, auf Lkw verladen und dann zum Hof an die Ebersbachstraße gefahren. Dort werden die Sträucher so aufgestapelt, daß sie



wie kleine Häuser aussehen. Auf diese Weise werden sie wetterfest gemacht: der Regen kann abgleiten.

Es ist ein imponierendes Bild, das dem Besucher auf dem Luftschen

Hof geboten wird. Die Reisighäuser muten wie Relikte aus der Steinzeit an. So ähnlich mögen die alten Germanen ihre Unterkünfte auch gebaut haben.

Einst wurden die fertigen Besen noch mit der Schubkarre zu den Hüttenwerken und Kokereien bis nach Essen zu den Kruppwerken oder zur Gutehoffnungshütte geschoben. Heute fährt Kurt Luft mit dem Lastwagen in Huckingen durch das Werkstor.

Dabei fragt man sich: Wo bleibt Oberhausen? Nun, die Zeiten sind vorbei. Die Kokerei Jacobi hat ihre Pforten geschlossen, in den Stahlstraßen werden die Walzbleche nicht mehr mit dem Reisigbesen, sondern mit einem Wasserstrahl gesäubert, und auf der Kokerei Osterfeld sind so moderne Füllwagen im Einsatz, daß ein Besen auf der 250 Grad heißen Ofendecke nicht mehr benötigt wird, um den Kohlenstaub in die Einfüllöffnungen zu fegen.

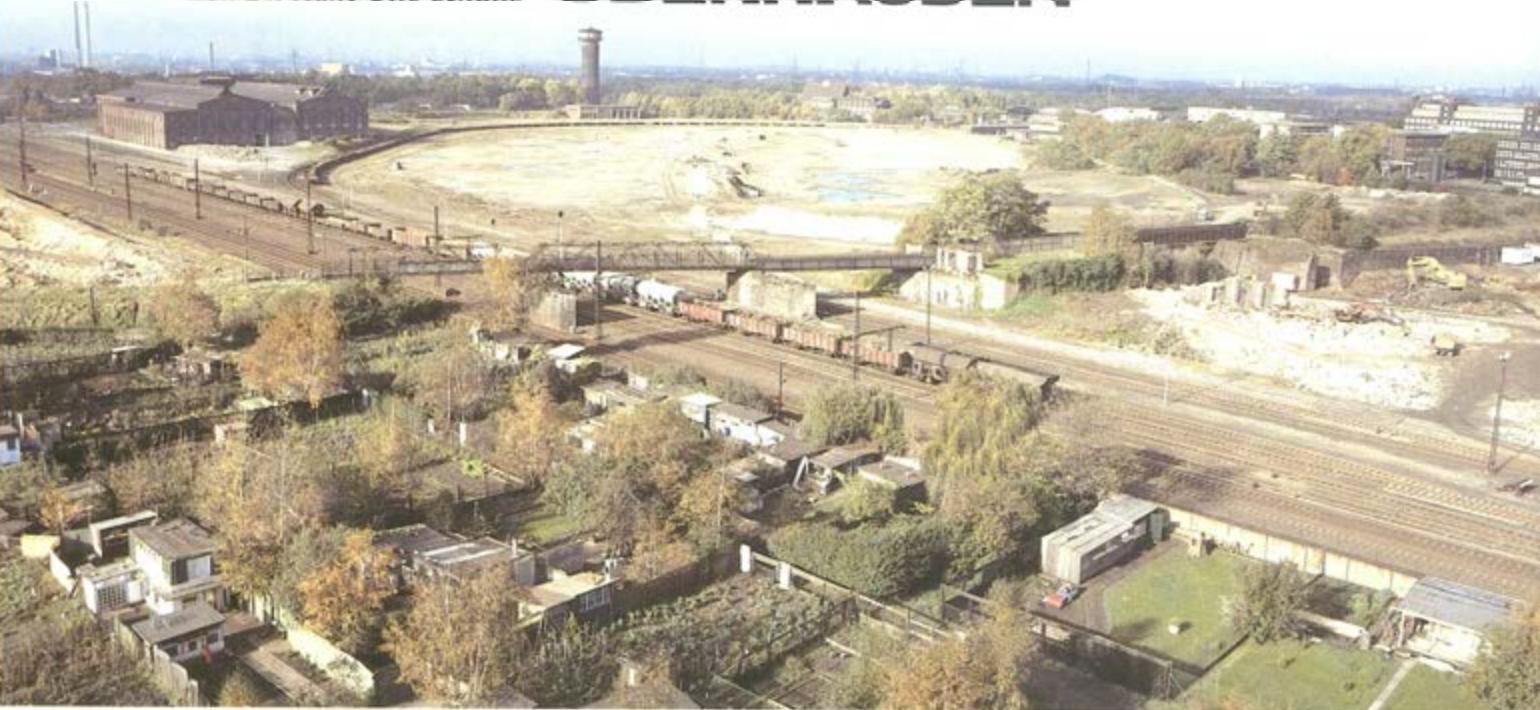
Bleiben als Abnehmer also nur noch die alten Industrieanlagen in dieser eisenerzeugenden und -verarbeitenden Branche. Aber die Bauern der Königshardter Umgebung sind den Lufts treugeblieben; sie reinigen ihre Stallungen auch heute noch mit einem Reisigbesen von Luft. Und noch ein neuer Markt hat sich aufgetan: die Reiterei. Vielerorts bilden sich mehr und mehr Reitervereine, auch sie greifen lieber zum Reisig- als zum Kunststoffbesen. Es fegt sich halt leichter mit der Natur.

Noch eine kleine Episode am Rande: Hexen auf einem fliegenden Besen – wer kennt sie nicht aus der Märchenwelt. Wer kennt nicht die Walpurgis-Nacht auf dem Brocken im Harz, wenn dort alljährlich zur mitternächtlichen Stund' die Hexen „einfliegen“, um dann um das Hexenfeuer herum dem Besentanz zu huldigen?

Auch in Oberhausen gibt es diese Hexen. Sie – 50 an der Zahl – bestellen bei Luft just dieses halbe Hundert Reiser. Nicht für die Walpurgisnacht, nein, für die Weiberfastnacht zu Karneval. Wozu Besen doch nicht alles gut sind . . .

ENTWICKLUNGS- PERSPEKTIVEN FÜR OBERHAUSEN

von Dr. Hans-Otto Schulte



Fürsten und Herzöge, Erzbischöfe und Äbtissinnen beherrschten das Land an der Emscher und die kleinen Dörfer dort. Dann kam die Industrie. In zunehmendem Maße bestimmte sie seit Anfang des vorigen Jahrhunderts. Sie traf ihre Standort-Entscheidungen für ihre Großanlagen, die technische und administrative Konsequenzen hatten. Neue Siedlungen entstanden, um die nötigen Industriearbeiter unterbringen zu können, die man – mit oft großen Familien – von sehr weit herholte.

Einrichtungen der Infrastruktur und der sozialen Versorgung blieben auf ein Mindestmaß beschränkt, und zwangsläufig waren damit auch der sozialräumlichen

Orientierung der Bevölkerung enge Grenzen gesetzt. Ein städtisches Bürgertum konnte sich in solchen Verhältnissen nur sehr schwer entwickeln.

Andererseits mußte ein vertikal und horizontal streng durchgegliederter Konzern wie zum Beispiel die Gutehoffnungshütte mit ihren Zechen, Anlagen der Stahlerzeugung und des Maschinenbaus in den drei Städten Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld konsequent auf einen Zusammenschluß zu einem Groß-Oberhausen hinwirken. Das geschah dann auch 1929.

Die neue administrative Einheit konnte die drei Siedlungs-Schwerpunkte zwar nicht zusammenwachsen lassen, konnte aber ihren Aus-

Industriebrache an der Mülheimer Straße

bau und ihre Verdichtung beschleunigen. Eine Chance für die Stadtentwicklung.

Oberhausen hat für die Industrie, für Arbeit und Wohnen viel getan.

Die Krise heute bedeutet für diese Stadt einen Strukturwandel in Art und Ausmaß von bisher nicht bekannter Größe. Mit dem Rückzug der Montanindustrie gehen reviertypische Arbeitsplätze verloren; das Einkommen sinkt; die hieraus entstehende Unbeweglichkeit zwingt viele zum Bleiben.

Arbeitslosigkeit und Industriebrache kennzeichnen die Lage. Gewerkschaften und Parteien, Vereine und Verbände werden gefordert.

Die Wirtschaftskrise stellt bei vielen Subventions-Gläubigkeit und Mitnahme-Mentalität bloß. Der Einzelne wird auf die Kommune und dann auf sich selbst verwiesen.

Mangel an formeller, d. h. tarifrechtlich geregelter Arbeit bedeutet Überschuß an Zeit. Zeit für freie, selbstbestimmende Arbeit, die Werte schafft, deren Anerkennung und Gebrauch weniger mittelbaren Verteilungsmechanismen neuer Solidargemeinschaften unterliegt. Rückbesinnung auf die eigene Phantasie, Risiko- und Leistungsbereitschaft sind notwendig.

Unser planungsmethodisches und technisches Wissen ist beachtlich und reicht für die allgemeine Daseinsvorsorge bei weitem aus. Uns fehlt die Selbstverständlichkeit, es gelassen vor Ort zu bringen und auch andere es anwenden zu lassen. Gehindert werden wir durch verkrustete, sinnlos gewordene Wertungszusammenhänge. So ist es begrüßenswert, wenn man neuerdings Hochschulabsolventen zu Betriebsgründungen im Revier anregt.

Schubladenplanungen im Sinne von klassischen Angebotsplanungen, die auf umgrenzte Zweckerfüllung angelegt sind, werden überflüssig. Kommunales Planungshandeln muß in zunehmendem Maße ausgerichtet sein auf das Erzeugen und Vorhalten von Freiräumen, die von zukünftiger Bürgerschaft auf möglichst anspruchsvollem Niveau ausgestaltet werden.

Der Rückzug von Kohle und Stahl hinterläßt große, zusammenhängende Freiflächen, deren Lage in Oberhausen Anhaltspunkte für eine Neuorientierung des Siedlungsgefüges gibt.

Für die Ansiedlung neuer klein- und mittelständischer Betriebe wird nur ein geringer Teil dieser Industriebrache in Anspruch genommen, da innerhalb der bleibenden Siedlungsbereiche geeignete Standorte verfügbar werden. Der größte

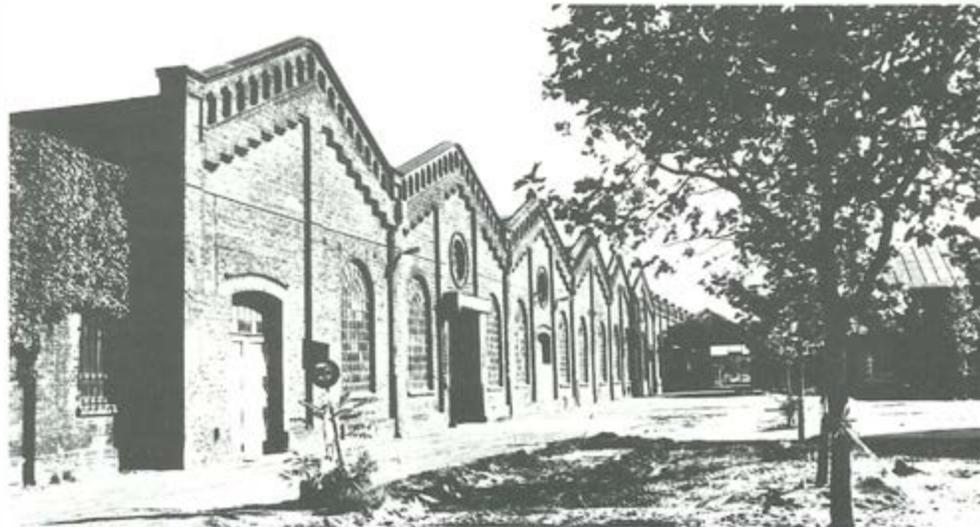
Teil der Industriebrache wird zur naturhaften Grünfläche mit großem ökologischem Wert für die Stadt. Andere Verwertungsvorstellungen werden sich an den Aufwendungen für die Beseitigung der Bodenverunreinigung in der Industriebrache ausrichten. Das Verursacherprinzip muß klargestellt werden.

Altenberg steht für die zukunftsweisende Nutzung eines aufgelassenen Industrieareals. Das verwobene Nebeneinander von selbstverwalteter kultureller Basisarbeit und dem

Wirken der Jugendberufshilfe e. V., wie es sich in der ehemaligen Zinkhütte verwirklicht, zusammen mit dem Rheinischen Industriemuseum und dem tip, sind Willensbeweise für eine anspruchsvolle Lebensgestaltung der jungen Generation. Das behutsame Ausgestalten und naturhafte Belassen der Altenberger Grünfläche unter der Regie von Louis le Roy zeigt ein neues Ver-

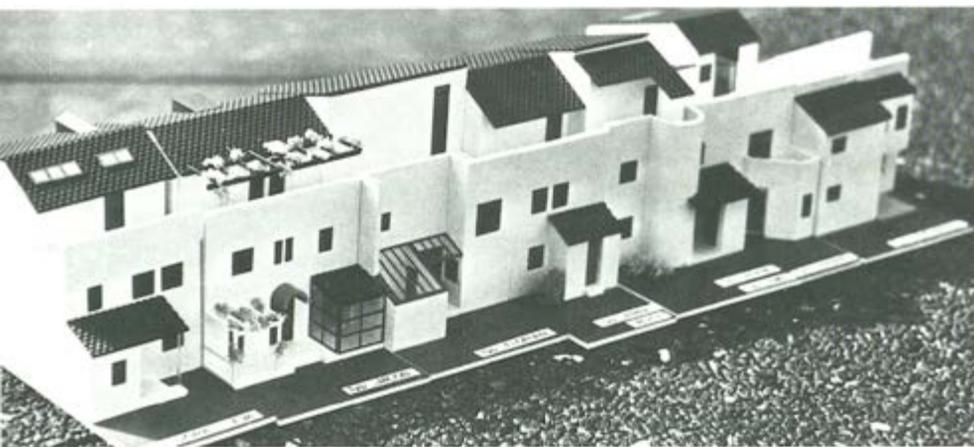
Altenberg: Ehemals Industrieareal, heute Bürgerzentrum

Unten: Wohnsiedlung auf dem Gelände der früheren Zeche Alstaden





Teilansicht Sanierungsgebiet Südmarkt



Modell der Werkbundsiedlung „Am Ruhrufer“

ständnis von Freiflächengestaltung.

Der Südmarkt mit seiner zurückhaltenden, aber streng-orthogonalen Platzgestaltung reiht sich historisch in das Gefüge der städtischen Plätze ein. Er bietet als artifizuell ge-

staltete, bewußt offen gehaltene Platzfolge die Bühne für verschiedenartigste, selbstinszenierte, bürgerschaftliche Spiele.

Die Werkbundsiedlung Alstaden steht für eine zukünftige Siedlungstätigkeit im Revier. Die kommunale Planung beschränkt sich auf das Ausformulieren des öffentlichen

Straßenraumes, auf das Zurverfügungstellen von Baugrund, Erschließung und planerischem, technischem und organisatorischem Wissen.

Die Bauwilligen werden frühzeitig weit in dieses anspruchsvolle Siedlungsspiel hineingenommen, für das die Regeln teils vorgegeben, teils im Spielverlauf gemeinsam aufgestellt werden. Das Planen, Ausgestalten und Bauen der eigenen Häuser, Gärten, Plätze und Gemeinschaftsräume führt zu Nachbarschaften im Sinne der bezeichneten neuen Solidargemeinschaften.

Die mit der Werkbundsiedlung erfolgte Genossenschaftsgründung ist Zeichen dafür, daß Bauwillige bereit sind, in Oberhausen ihre Heimat zu sehen, sich zusammenschließen, um sie anspruchsvoll selbst zu gestalten.

EIN GEWERBEGEBIET AM PULS DES VERKEHRS

von Rolf Wehrauch



Mit der Stilllegung der Zeche Concordia begann der „Rückzug“ von Kohle und Stahl aus Oberhausen, die die Wirtschaft unserer Stadt über mehr als ein Jahrhundert bestimmt hatten. Das erzwang den Beginn eines Struktur-Wandels, der freilich nicht leicht zu realisieren war. Die Unternehmen gaben und geben nämlich die nicht mehr genutzten Areale erst nach sehr zähen Preis-Verhandlungen her. Die Stadt braucht aber diese Flächen, um häßliches Industrie-Brachland wieder aufzubereiten, vor allem aber um durch Ansiedlung neuer klein- und mittel-ständischer Unternehmen Arbeitsplätze zu sichern oder neue zu schaffen.

An der Lindnerstraße in Buschhausen nutzte die Stadt eine erste Gelegenheit zu einer Neu-Ansiedlung. Hier haben die Firmen Weinand, Canapa, Knepper, Kruff, Schepker, REV, Zeppelin, Begros, Hennig, Elsinghorst, Albrecht mit insgesamt 1855 Mitarbeitern ihren Wünschen entsprechende Betriebsflächen erhalten. Aus diesem Bereich stellen wir drei Firmen als – willkürlich ausgesuchte – Beispiele vor. Solche Darstellungen – anderer neuer Gewerbe-Gebiete – sollen ein fester Bestandteil auch der folgenden Jahrbücher werden; geben sie doch ein Bild der kontinuierlichen Entwicklung der neuen wirtschaftlichen Basis Oberhausens.

Service rund um die Uhr

In einem Kuhstall an der Laubstraße hat alles begonnen. Norbert Albrecht, bislang bei der EVO tätig, wagte den Sprung in die Selbstständigkeit. Er war von seiner Idee überzeugt, daß ein Betrieb Erfolg haben müßte, der die ganze Bandbreite der Elektro-Technik unter einem Dach vereinte. Das war 1958.

21 Jahre später zog er zur Lindnerstraße um, führt dort zusammen mit der für das Kaufmännische zuständigen Ehefrau Annemarie einen der größten Betriebe seiner Branche weit und breit.

Für den Umzug nach Buschhausen waren zwei Gründe ausschlaggebend: Das Unternehmen expandierte damals sehr stark und platzte aus allen Nähten; außerdem lag es verkehrsmäßig nicht sehr günstig und in einem reinen Wohngebiet. Der wachsende Fahrzeug-Park wurde immer mehr, wie Norbert Albrecht selbst einsah, zu einer Belästigung für die Nachbarschaft.

Er griff gern zu, als die Stadt – „und das relativ preisgünstig“, lächelt er – das Grundstück dort anbot. Auf 7 500 Quadratmetern entstanden ein durchaus repräsentatives Ver-

waltungsgebäude sowie eine Halle mit Werkstatt, die stolze 90 Meter lang und 25 Meter breit ist. Hier sind auch die Sozialräume mit Umkleideräumen und Duschen untergebracht, was nach Albrechts Worten in seiner Branche keineswegs alltäglich ist.

Auf drei Schwerpunkte setzt die Firma: Elektro-Installation, Kabel-Anschlüsse und Straßen-Beleuchtung. Für alle drei gemeinsam gilt dabei vor der Annahme des Auftrags: sorgfältige Beratung und Planung vorher sowie der Kundendienst nachher. Mit einigem Stolz verweist Albrecht darauf, daß sein Kundendienst rund um die Uhr und sieben Tage in der Woche besetzt ist. Für die Wartung der Straßenbeleuchtung ist das zwar auch nötig, aber er bietet diesen Service auch den privaten Kunden an. 25 Funk-Fahrzeuge, mit allem notwendigen Werkzeug ausgestattet, stehen dafür zur Verfügung.

Allein in der Abteilung Elektro-Installation sind ca. 70 der insgesamt rund 130 Mitarbeiter beschäftigt.

Im Umkreis von gut hundert Kilometern arbeitet die „Truppe“, und das Unternehmen kann eine Fülle

von „Referenz-Bauten“ vorweisen. So den Düsseldorfer Flughafen sowie in unserer Stadt das Arbeitsamt, die Müll-Verbrennungs-Anlage und den Neubau der Stadtparkassen-Hauptstelle.

Aus Kostengründen wird nicht alles an Ort und Stelle montiert. Zahlreiche Schalt-Anlagen und Steuer-Systeme werden in der Werkstatt vorgefertigt. Dasselbe gilt auch für eventuell notwendige Stahl- und Eisen-Arbeiten.

Die Kabel-Abteilung legt Strom-Anschlüsse bis zu zehn Kilovolt, unter anderem auch für die EVO. Für Albrecht selbstverständlich, daß er – getreu seinem Motto „Alles in einer Hand“ – auch die Erdarbeiten ausführt.

Alle Oberhausener Laternen werden von ihm gewartet. Solche Verträge hat er aber auch mit anderen Städten im ganzen Ruhrgebiet. Mit seinen Spezial-Fahrzeugen, die ein Arbeiten in bis zu 20 Metern Höhe möglich machen, hat er nicht allzuviel Konkurrenz.

Natürlich montiert er auch neue Beleuchtungen für Straßen, aber auch Flutlicht-Anlagen für Sportplätze.





Verbindungen in alle Welt

„Es gibt viel zu tun, packen wir's an!“ lautet ein zugkräftiger Werbe-Slogan unserer Tage. Vor gut einem halben Jahrhundert kreierte Rudolf Evers in der Nachbarstadt Mülheim einen anderen: „Es gibt viel zu transportieren, packen wir es gut ein!“ Jedenfalls handelte er nach dieser Devise und gründete einen Bindfaden-Großhandel. Sein Nachfolger, Johannes Trum, seit 1969 geschäftsführender Gesellschafter des Unternehmens, stellte sich dieser Herausforderung auf einer noch erheblich breiteren Basis. Inzwischen ist das Mülheimer Stammhaus fast so etwas wie ein „Nebenbetrieb“ geworden. Der Schwerpunkt des Unternehmens ist mittlerweile an der Lindnerstraße etabliert. Der Bindfaden genügte Rudolf Evers schon bald nicht mehr. Er sah auch im Hanf und den Seilen, die sich daraus machen ließen, eine gute geschäftliche Möglichkeit. Die Industrie war ein sehr potenter Abnehmer. Als dann die moderne Technik die Klebebänder erfand, wurde es in Mülheim schnell zu eng.

1978 erfuhr Johannes Trum von den Möglichkeiten für neue Gewerbe-Ansiedlungen in Buschhausen.

Er erwarb an der Lindnerstraße ein Grundstück von 3000 Quadratmetern und bereut heute ein bißchen, daß er nicht ein größeres gekauft hat. Seine Firma hat sich nämlich in einem Ausmaß vergrößert, wie er es eigentlich kaum erhofft hatte.

Schon zweimal hat er angebaut, und die dritte Erweiterung ist „in Arbeit“. Es wird aufgestockt: ein neues Asyl für die Büroräume. Das Erdgeschoß soll dann Ausstellungsfläche werden.

Solche Demonstrationsräume sind für das Unternehmen besonders wichtig geworden, seitdem es nicht nur Verpackungs-Material anbietet, sondern auch Verpackungs-Maschinen und komplette Verpackungs-Straßen als „Endstation“ für alle möglichen Produktions-Systeme und Einzel-Produkte. Für Johannes Trum und sein kleines Team von einem guten Dutzend Mitarbeitern liegt hier die reizvollste Aufgabe. Wenn es bei einem Kunden Probleme zu lösen gibt, geht er mit einem Koffer auf Reisen. Sein Inhalt: maßstabgerechte Modell-Bausteine von allen Einzelteilen, die für ein Verpacken – von was auch immer – nötig sind. Da wird dann im Beratungs-Gespräch hin-

und hergeschoben, bis die optimale Lösung gefunden ist.

Das Unternehmen unterhält Geschäftsverbindungen in alle Welt, hat Kunden in allen Erdteilen. Besonders zugute kommt ihm dabei die Mitgliedschaft in der ursprünglich als Genossenschaft gegründeten „Canapa“, was auf deutsch „Hanf“ heißt.

Diese Cooperations-Gesellschaft mit einem gemeinsamen Umsatz von mehr als 80 Millionen Mark im Jahr ist inzwischen der größte Anbieter der Verpackungs-Branche in der Bundesrepublik. Unter dem Namen dieser Gesellschaft werden Fach-Messen gemeinsam besichtigt.

Die zwölf Mitglieds-Firmen haben ihre Produktions-Programme weitgehend aufeinander abgestimmt und innerhalb der Bundesrepublik die regionalen Vertriebs-Bereiche abgegrenzt, in denen jeder die Produkte auch der elf anderen verkauft. Noch ist Füssen der Sitz der „Canapa“-Geschäftsführung. Dort gibt es aber keine eigenständige Produktions-Firma mehr. „Auf Sicht ist da eine Änderung zu erwarten“, meint Johannes Trum als Vertreter der wohl leistungsstärksten Firma dieser Gruppe vielsagend.



Parkprobleme gibt es nicht

Raumnot war für die Firma Gustav Hennig & Co. GmbH in Essen der Grund, sich nach einem Areal umzusehen, das wenigstens den nötigen Platz für eine Filiale bot. Sie fand es an der Lindnerstraße in Buschhausen. 1975 erwarb sie dort 7000 Quadratmeter und gliederte die Kundendienst-Abteilung der „Zahnradfabrik Friedrichshafen“ dorthin aus, die vertraglich seit 1939 zu ihrem Unternehmen gehört. Mit rund 40 Mitarbeitern vertreibt sie für die Firma am Bodensee Getriebe, Achsen und Lenkungen für Kraftfahrzeuge, Baumaschinen und Schiffe von der niederländischen Grenze im Westen, Emmerich und Bocholt im Norden, im westlichen Ruhrgebiet bis hin nach Wuppertal, Düsseldorf und Mönchengladbach, stellt auch den Kundendienst dafür sicher.

Gleichzeitig hält der Buschhausener Betrieb auch alle Aggregate und Ersatzteile vor, die das Essener Stammhaus an der Kruppstraße

führt und die außerhalb des Produktions-Programms der „ZF“ liegen: Kupplungen, Stoßdämpfer, Kardan- und Gelenkwellen, Wasserpumpen, Kugellager, Spur-, Lenk- und Schub-Stangen. Irmgard Hennig, die Ehefrau des Firmen-Gründers, und Sohn Uwe – beide leiten jetzt das Unternehmen gemeinsam – waren eine der ersten, die sich im neuen Gewerbe-Gebiet Buschhausen niederließen. Zentrum des Neubaus von 2800 Quadratmetern ist ein riesiges Lager mit rund 12000 Positionen, um das herum sich der Ersatzteil-Verkauf, die Reparatur-Werkstatt mit modernsten Prüfständen und die Fahrzeug-Halle gruppieren.

Einen enormen Vorteil sieht Werksleiter Klaus Loberg darin, daß es keine Park-Probleme für die Kunden gibt und genügend „Bewegungs-Freiheit“ auch für die größten Nutzfahrzeuge vorhanden ist, daß Zulieferer wie Abholer ganz dicht an die Ladestellen für die kompletten und oft sehr voluminösen

und gewichtigen Aggregate heran-fahren können. Auch die manchmal nötigen Testfahrten können hier sehr viel besser als früher in Essen durchgeführt werden. Großes Lob spendet Loberg auch der verkehrsgünstigen Lage des Betriebes: „Er liegt sozusagen am Puls des Verkehrs und ist direkt über Europastraßen und Autobahnen, den Em-scher- und Ruhr-Schnellweg, über ein Netz von Bundesstraßen und unter Umständen sogar auf dem Wasserweg erreichbar.“

Die von der Stadt erhoffte Sicherung von Arbeitsplätzen und das Schaffen von neuen wird für Oberhausener Arbeitskräfte freilich erst langfristig zum Tragen kommen. Das Essener Unternehmen hat seine gut 40 Mann starke Belegschaft geschlossen aus der Nachbarstadt mitgebracht. „Aber alle Abgänge durch Fluktuation und Pensionierung werden“, so versichert Klaus Loberg, „durch Neueinstellungen aus dem Oberhausener Raum aufgefüllt.“

MEHR ALS EIN KREDIT- INSTITUT

„Wer nichts für andere tut, tut nichts für sich“, heißt es in Goethes „Clavigo“. Manchem mag es etwas absonderlich scheinen, diese Weisheit des „Carlos“, in Clavigos Wohnung vorgebracht, ausgerechnet mit einem Geldinstitut in Verbindung zu bringen. Das Geschäft mit dem kleinen und großen Geld verträgt sich zumindest einer landläufigen Meinung gemäß nicht mit Wohltaaten und dennoch trifft das Goethe-Zitat sehr genau den Charakter einer Einrichtung, die eigentlich keinen eigenen Namen hat, die man hier aber getrost „Sozialwerk Stadtparkasse“ taufen darf. Es gehört im Haus an der Wörthstraße schon lange zu einer verdienstvollen Tradition, Überschüsse, die durch eine kluge Geschäftspolitik erwirtschaftet

werden, zu einem erheblichen Teil in ein soziales Netz zu flechten, das unsere ganze Stadt überdeckt. Kaum eine soziale Einrichtung in unserer Stadt, die ihre Arbeit in den letzten Jahren ohne finanzielle Unterstützung der Stadtparkasse zu bewältigen hatte. Und es ist, berücksichtigt man das natürlich gewachsene Selbstverständnis eines so großen Wirtschaftsunternehmens, keinesfalls eine Selbstverständlichkeit, daß Hilfe so flächendeckend und ohne Vorbehalte gegenüber Einrichtungen geleistet wird, die mit

dem, was man gemein hin „etabliert“ nennt, nicht immer auf bestem Fuße stehen.

So wäre beispielsweise die Entwicklung einer Spontaninitiative zum Druckluft-Verein, der sich in der City-West einer notwendigen, wahrlich aber auch „alternativen“ Jugend- und Sozialarbeit widmet, ohne die finanzielle Basis durch die Stadtparkasse kaum denkbar gewesen. So wäre vor knapp zwei Jahren eine der bemerkenswertesten Oberhausener Initiativen zum 50. Jahrestag der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten mit Sicherheit in bedrohliche finanzielle Engpässe geraten, hätte nicht die Stadtparkasse mit einem Scheck dazu beigetragen, daß unter dem Titel „Wir Hoch- und Landesverräter“ ein von engagierten Bürgern unserer Stadt erarbeitetes Buch zum antifaschistischen Widerstand in Oberhausen herausgebracht werden konnte, das gleichzeitig aber auch als überaus kritischer Spiegel der bundesdeutschen Realität geschrieben wurde. Alle Leistungen der Stadtparkasse, die über das eigentliche „Geschäft“ hinausgehen, aufzuzählen, würde schon dann den



„Schwein“ in des Wortes wahrstem Sinne hat unsere Stadt. haben unsere Bürger mit der „Sparkassen-Bürgerstiftung“. Vertreter von Vereinen und Organisationen, die sich dem Kampf vor allem gegen die Jugendarbeitslosigkeit verschrieben haben, freuen sich gemeinsam mit Oberbürgermeister Friedhelm van den Mond, der das wohlgefüllte Glückssymbol in den Händen wiegt.



Seit Ende 1983 im Einsatz ist dieses Spezialfahrzeug, das die Sparkasse gestiftet hat. Rd. 24.000 Kilometer wurden seither zurückgelegt und mehr als 2.000 behinderte Bürger damit sicher zum Ziel gebracht.

Rahmen dieses Berichtes sprengen müssen, wenn man nur die letzten drei oder vier Jahre berücksichtigt. Daher sei der Telegrammstil für einige Beispiele erlaubt. Seit dem 2. November 1983 fährt der Arbeiter-Samariter-Bund Behinderte mit einem hochwertigen Spezialtransporter durch Oberhausen, Kostenpunkt 44.000 DM, getragen von der Stadtsparkasse. – Einen Krankentransporter der Johanniter-Unfall-Hilfe finanzierte man ebenfalls, das Gegengiftdepot erhielt 5000 DM für einen „Giftkoffer“, Stadt- und Schulbüchereien können alljährlich durch kräftige Finanzspritzen, gesetzt von der Stadtsparkasse, ihren Medienbestand nicht unwesentlich aufstocken. – Lehr- und Lernmittel, Spiel- und Sportgeräte in Schulen und Kindergärten wurden mit Mitteln aus dem „S“-Sozialfonds angeschafft; Nachwuchsregisseure aus der Bundesrepublik Deutschland und der ganzen Welt nehmen seit vielen Jahren bei den Westdeutschen Kurzfilmtagen Förderprämien entgegen, die nicht zuletzt auch aus dem Sparkassentopf geschöpft werden können; herznarkotisierte Patienten werden seit gut drei Jahren in den Oberhausener Krankenhäusern mit Spezialgeräten überwacht, die beinahe zur Hälfte von der Stadtsparkasse bezahlt wurden. – Bei der so notwen-

digen Gestaltung eines schönen Lebensabends Oberhausener Senioren in den Altenheimen steht man als Geldgeber ebenso engagiert Pate wie bei der pädagogischen Vorbereitung auf den sogenannten Ernst des Lebens in den vielen Jugendheimen. – Ohne Unterstützung der Stadtsparkasse gerieten Vereine und Verbände der Wohlfahrtspflege nicht selten in finanzielle Schwierigkeiten:

Dieses sind kleine Meilensteine auf dem sozialen Weg der Stadtsparkasse, den neben der steten Hilfe für die Jugendberufshilfe ein großes Werk als augenfälligstes Engagement schmückt.

Ende 1983 wurde die „Sparkassen-Bürgerstiftung“ mit einem verzinslich angelegten Stiftungskapital in Höhe von einer Million Mark gegründet. Angesichts der leeren Stadtkasse übernimmt seither die Stiftung vor allem bei der Bekämpfung der Jugendarbeitslosigkeit in unserer Stadt Aufgaben, die sonst

Die mit Mitteln der Stadtsparkasse angeschafften Computer wurden von den Schülern der Höheren Berufsschule sofort in Besitz genommen.



nicht mehr zu bewältigen wären. Das „Betriebskapital“, welche branchengemäße Bezeichnung für ein so prächtiges Engagement, wird alljährlich aus dem Teil der Jahresüberschüsse zur Verfügung gestellt. Nutznießer sind, etwa bei der Jugendberufshilfe, die über die Stiftung aus einem finanziellen Engpaß „gelockt“ wurde, junge Leute, die allein keinen Ausbildungs- oder Arbeitsplatz finden können.

In die Millionen geht die Summe, die das „Sozialwerk Stadtsparkasse“ in den letzten Jahren verteilen konnte, allein 1983 waren es 830.000 DM. Ausgegeben im Dienste des Bürgers, für die sichtbare Verschönerung seiner Stadt, aber auch und vor allem für ein Mehr an Chancengleichheit der Menschen, die hier wohnen. Dem Anspruch, „Mehr als ein Kreditinstitut zu sein“, wird die Stadtsparkasse auch in diesem für unsere Stadt so bedeutsamen Bereich gerecht. Wenn die Arbeit am außergewöhnlichen Image eines Geldinstituts solche Früchte trägt, dann rechtfertigt dieses auch das Zitat eines großen Meisters. – „Wer nichts für andere tut, tut nichts für sich.“

Noch farbiger und umfangreicher als im ersten Erscheinungsjahr präsentiert sich das neue Jahrbuch „Oberhausen '85“. Geschichten von gestern, Stories von heute, Denkanstöße für morgen, ein Querschnitt aus Großindustrie und Mittelstand, aus Stadtentwicklung und -planung, aus Sport, Freizeit, Kultur und Politik. Der Inhalt wurde von vielen Profis zusammengetragen.

Die Titelstory schildert die Erlebnisse eines Reisenden aus dem vorigen Jahrhundert, dessen Postkutsche sich durch seltsame Umstände in unsere Zeit verirrt hat.



Plitt-Verlag, Oberhausen